Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 135

Rubrik: Stadtleben

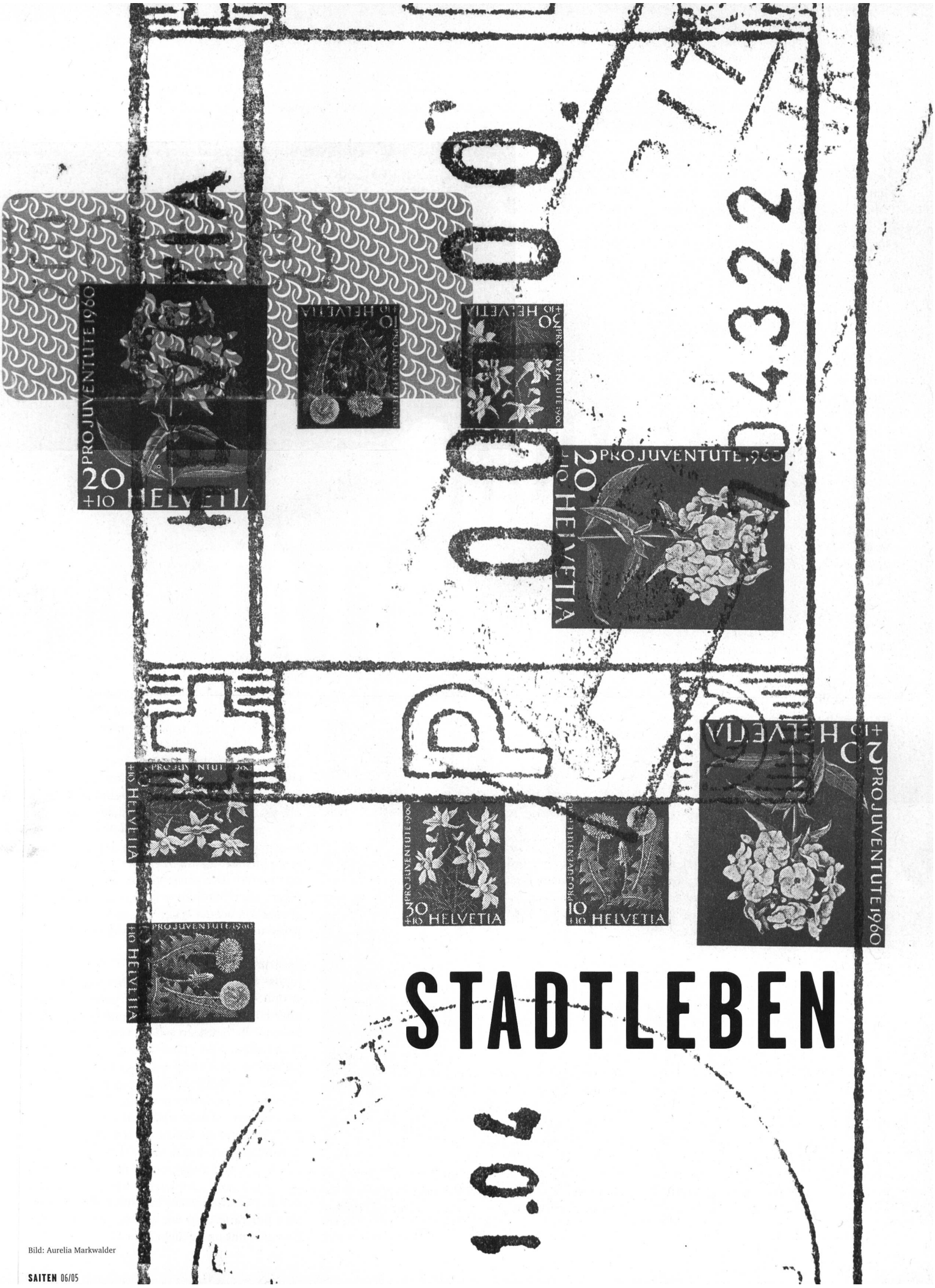
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



STADTLEBEN

Bild: Aurelia Markwalder

NÄHE, STIMMUNG, INTENSITÄT

Was macht die Atmosphäre in einem Stadion aus? Bevor es in den St.Galler Westen geht, ein Blick in die Geschichte und auf die britische Insel: Das ideale Stadion bringt die Fans möglichst nahe an die Spieler und übernimmt im Quartier eine soziale und wirtschaftliche Funktion. Die Befürchtung, dass mit jedem Zügeltermin die Stimmung abflaut, ist demnach so alt wie der Fussball selbst. **von Daniel Kehl**

Umzug in ein neues Stadion? Es ist, als würde man Fussballfans aus ihrem vertrauten Wohnzimmer vertreiben. Entsprechend emotional reagieren treue Anhänger, wenn über den Abriss oder einen Neubau ihres Stadions diskutiert wird. Auch wenn dabei viel Erinnerung und Nostalgie im Spiel ist – die Fans haben ein sicheres Gespür für die besondere Atmosphäre in ihrem Heimstadion. Sie sorgen sich, ob die unverwechselbare Akustik des Espenmoos auch im neuen St.Galler Stadion jeden Gegner einschüchtern wird. Sie wollen wie bisher möglichst nahe am Spielfeld sein und die Spieler bei einem Einwurf am Trikot berühren können.

Zum Glück ist bei neuen Stadionbauten eine Architekten-Generation am Werk, die solche Fan-Sorgen Ernst nimmt und die selbst ein Fan-Bewusstsein besitzt. Beim Bau der neuen Münchner Allianz-Arena – «eine kraftvolle Kultstätte auf freiem Feld und das schönste Stadion Deutschlands» – hatten sich die Architekten Herzog & de Meuron ausdrücklich an der altehrwürdigen Liverpooler Anfield Road orientiert. Der legendäre Kessel der britischen Hafenstadt sei sein Lieblingsstadion, so Jacques Herzog, und mit seiner räumlichen Atmosphäre eine Art Vorbild für die Münchner Arena.

Buildings of England

Die Nähe zwischen den Fans und dem Geschehen auf dem Spielfeld – manche Stadionbauer schienen das unter allen Umständen verhindern zu wollen: In den siebziger Jahren wurden vor allem in Deutschland riesige Betonkessel mit Leichtathletikbahnen aufgerichtet, in denen bei Fussballspielen keine richtige Stimmung aufkommen konnte. Europäische Fussballfans träumten wie Jacques Herzog von engen, englischen Stadien und meinten damit nichts anderes als Nähe, Stimmung und Intensität. Oder kurz gesagt: Englische Fussballkultur.

Was englische Stadien auszeichnet und was sie zu mythischen Orten werden liess, das hat der englische Journalist und Architekturkritiker Simon Inglis 1987 im Klassiker «The Football Grounds of Great Britain» untersucht. Inglis reiste zu 150 Fussballstadien in ganz Grossbritannien und beschrieb ihre Geschichte, Architektur und Bedeutung. Inglis hatte sich darüber empört, dass im Architekturführer «Buildings of England» unzählige düstere Kirchen und gesichtlose Bürohäuser, aber nur zwei Fussballstadien – Wembley in London und Hillsborough in Sheffield – erwähnt worden waren. Die nostalgische Verklärung des guten, alten Stadions mit den Stehrängen war aber schon bei der ersten Ausgabe des Stadion-Standardwerks nicht mehr haltbar.

Zentrum im Quartier

Inglis selbst erwähnt, dass die Stadionkatastrophe im Jahr 1985 «unser ganzes Denken über Form und Zweck der Stadien verändert haben.» In Bradford waren beim Brand einer Holztribüne 56 Fussballfans ums Leben gekommen. Als 1990 bei einer weiteren Katastrophe in Sheffield 95 Menschen erdrückt wurden, verschärfte man die Sicherheitsbestimmungen massiv und hob unter anderem die Stehplätze in allen englischen Stadien der ersten Liga auf. Inglis führte 1990 den Nachdruck seines Stadionwerks mit den Worten ein: «Hier wird zum letzten Mal der Zustand und der Charakter der britischen Fussballstadien porträtiert, so wie wir sie über so lange Zeit gekannt und geliebt haben.»

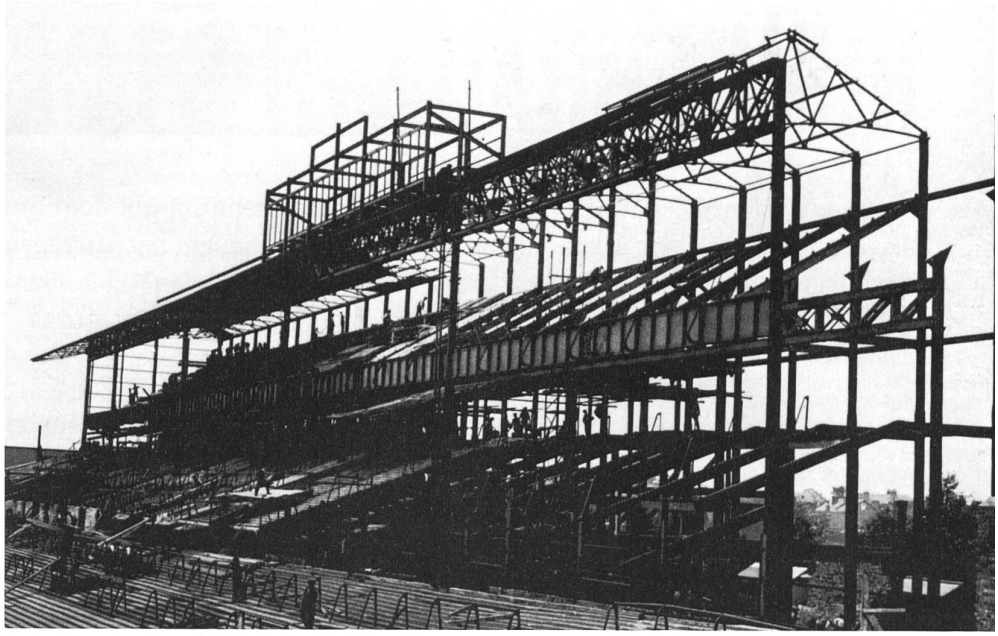
Dennoch orientieren sich europäische Fussballfans und Stadionarchitekten wie Herzog & de Meuron auch 2005 noch immer an England: So wie Anfield liegen viele englische Stadien mitten in den Städten und spielen die Rolle eines «sozialen und wirtschaftlichen Zentrums.» Inglis zeigt auf, dass die Stadionarchitektur in Liverpool massgeblich durch die begrenzten Räume in einem Wohnquartier geprägt wurde. «Damals ein Stadion zu entwerfen, hiess eigentlich nur, den Raum auszufüllen, der neben dem Spielfeld übrig blieb. Mit dem verfügbaren Geld sollten so viele Zuschauer wie möglich in die Stadien gepfercht werden.» In Liverpool waren die Platzverhältnisse aber so eng, dass die Stadionbauer sogenannte «Doppeldecker-Tribünen» bauten – jene legendären übereinanderliegenden doppelten Ränge, um die Zuschauerzahl in den Stadien zu erhöhen. Je steiler und höher die Tribünen, umso besser die Sichtverhältnisse und umso grösser die Zuschauerzahl. Der klassische Anfield-Effekt.

Atmosphäre zügeln

Inglis zeigt aber auch auf, wie heikel Stadionausbauten sind, da sie die Atmosphäre im Stadion verändern und das Verhältnis zwischen Klub und Anhängern zerstören können. Er berichtet, wie feurige Anhänger sich jahrelang über die veraltete und verrottete Infrastruktur in den Stadien beklagen, sich aber beim Anblick der seelenlosen, nüchternen Neubauten nach den alten, hölzernen Tribünen zurücksehnen. Wo immer neue Stadien geplant werden, stellt sich dasselbe Problem: Wie kann die Atmosphäre des alten «grounds» in den Neubau gezügelt werden? Inglis warnt: «Die Geschichte des Stadionbaus ist voll von Klubs, die nach einem Neubau untergingen.»
Inglis selbst ist gespalten. Einerseits verteidigt er die traditionelle Atmosphäre und die unverkennbare Eigenheit des «bad old British ground» so unbequem und baufällig er auch sein mag, und fragt: «Wollen wir unsere lokalen Teams wirklich in seelenlosen Betonschüsseln spielen sehen, die alle genau gleich aussehen?» Auf der anderen Seite ist ihm klar, dass die Stadien an vielen Orten – unter anderem in Anfield - nicht weiter vergrössert oder erneuert werden können und dass die Zufahrtsmöglichkeiten ungenügend sind. Wenn also unbedingt neue Stadien gebaut werden müssen, so soll man sich an die Forderung des britischen Architekten Faulkner-Brown halten, der den Ausbau des St. James Parks in Newcastle geleitet hatte: «Fussballstadien müssen die Menge nahe an die Spieler heranbringen. Die Zuschauer wollen die Gesichter, Ausdruck und Bewegungen ihrer Helden sehen.»

Daniel Kehl, 1962, ist Lehrer und Sammler von Fussball-Literatur, u.a. Simon Inglis, The Football Grounds of Great Britain, 1987, Willow Books.

Goodison Park (Liverpool) mit Kirche in der oberen Stadionecke.



Konstruktion einer Doppeltribüne in den Dreissiger Jahren.

1. Doppeldecker-Tribüne in Liverpool Goodison Park.

HÜHNERHAUT IN ST.GALLEN WEST?

In den nächsten Wochen wird das geplante Einkaufszentrum mit dem Stadion die Baubewilligung erhalten. Zeit, bei den Stadionbauern nachzufragen: Wie funktioniert die neue Fussballarena für den FC St.Gallen? Eine fiktive Stadionführung mit HRS-Geschäftsführer Christian Peter. **von Andreas Kneubühler**

Womit soll man vergleichen? Vielleicht mit dem Zugang zu einem sowjetischen Stahlkombinat. Links verrostete Drahtgitter, rechts die endlos scheinende Mauer eines Industriegebäudes, in der Mitte der Gang voll mit Leuten, die sich bestenfalls im Schritttempo bewegen. Nur stehen da keine Arbeiter für den Schichtwechsel an, sondern Fussballfans, die ihre Plätze auf der Gegentribüne einnehmen wollen. Manchmal sind es die weitgehend wirkungslosen Kontrollen, manchmal auch nur eine riesige Pfütze, welche die nervenden Staus verursachen.

Endlich vorbei an der Billetkontrolle wird es nicht besser: Hinter der Gegentribüne eine Art Acker, Erdhaufen, WC-Anlagen, die immer defekt wirken. Reihenweise urinieren Männer an die Begrenzung des Platzes. Obwohl das Spiel in zehn Minuten beginnt und das Areal voller Leute ist, beginnen die «Caterer» erst jetzt Bratwürste auf den Grill zu legen. Beim ersten Stand hat es zu viele hungrige Fans, beim zweiten steht niemand, was sich allerdings nicht als Wunder erweist – die sind hier sowieso selten geworden. Die Würste bleiben halb durchgebraten, das Gas ist bereits ausgegangen. Trauert diesem Espenmoos wirklich jemand nach?

Werkspionage im Ausland

Das einzige was in diesem Stadion immer funktioniert, ist die Atmosphäre – trotz der Ära Peischl mit den vielen miserablen Spielen und knappen Niederlagen. Warum eigentlich? «Haupttribüne, Südkurve und Gegentribüne bilden ein geschlossenes U, der Schall geht in Richtung Dach und wird dann aufs Spielfeld zurückgeworfen», erklärt Christian Peter, Geschäftsführer der Generalunternehmung HRS, die das Stadion baut. Auf dem Platz ist es so laut wie in fast keinem anderen Stadion in der Schweiz. Die Anfeuerungsrufe und Verwünschungen des Publikums können einen Match entscheiden, Spieler motivieren, aber auch lähmen. Alles bloss Physik? «Wenn der Schall vom Dach zurückgeworfen wird, bekommen die Fans das Gefühl, mitten drin zu sein», erläutert Peter. «Dann gibt es Hühnerhaut.»

Es ist der Job von Architekt und Generalunternehmer, dieses Gefühl ins neue schicke Stadion am Stadtrand zu transferieren. Eine entscheidende Aufgabe: Nur wenn das gelingt, werden die Fans den Klub weiter unterstützen und dem FCSG auch in schlechten Zeiten die nötigen Einnahmen garantieren. Was für Ideen stecken hinter dem Entwurf, der vom St.Galler Bruno Clerici stammt? Sein Stadion lässt sich äusserlich weder mit dem St.Jakobpark noch der Münchner Allianz-Arena vergleichen: Es gibt keine Ummantelung. Clerici, der auch beim Raiffeisen-Neubau oder dem Geschäftshaus St.Leonhard mit HRS zusammenarbeitete, wollte die Struktur der Konstruktion – Stahlträger und Beton – nicht verpacken. Ähnliche Konzepte finden sich bei italienischen Stadien. «Eine Verbindung von Architektur mit der Ingenieurkunst, die sichtbar bleiben soll», erklärt Christian Peter die Grundidee.

Die HRS-Verantwortlichen hatten zuvor verschiedene Stadien in Holland – Eindhoven und Arnheim – und Deutschland besichtigt. Ausgewählt wurden Fussballarenen mit einer Grösse um 20 000 Zuschauer. «Die Betreiber gaben uns wichtige Inputs», sagt Peter. Am meisten wurde von Leverkusen übernommen, etwa das System mit den Premium-Seats. Und es gab eine wichtige Erkenntnis: Das Stadion darf nicht zu gross werden. Das war nicht unbestritten. «Zahlreiche Kreise, auch im FC, haben darauf gedrängt, mehr Zuschauerplätze zu bauen», erinnert sich der HRS-Geschäftsleiter. Es blieb bei den ursprünglich vorgesehenen 21 000 Plätzen. Aber sind das nicht auch noch zu viele? Ein Stadion wirke voll, wenn zwei Drittel der Plätze besetzt seien, führt Christian Peter eine Faustregel der Stadionbauer an. Erfahrungen zeigten, dass man bei einer neuen Arena mit etwa 3000 zusätzlichen Besuchern rechnen könne. Zählt man die zu den 8'200 dazu, die dem FC auch in den aktuell schlechten Zeiten die Treue halten, liegen die Zahlen zumindest in der Nähe des avisierten Bereichs. Farbige Sitze, wie sie in einigen portugiesischen EM-Stadien für die Illusion von belebten Tribünen sorgten, sind deshalb nicht geplant.

Ein Meter am Spielfeld

Rund um das Stadion führt eine breite Terrasse. Die Fans erreichen sie über Passarellen, die über die Zürcherstrasse oder über die Autobahn führen oder, wenn sie mit dem Bus kommen, von einer grossen Treppe auf der Westseite her. Hier ist der Ort, um sich zu treffen, herumzustehen, eine Wurst zu essen, die Vorfreude auf den Match zu geniessen. Es gibt Verpflegungsstände – mehr als heute – und ein Restaurant. Die Fans der Gastmannschaft werden über eine für sie reservierte Passarelle direkt vom Car-Parkplatz beim Gründenmoos das Stadion erreichen.

Auf den Längsseiten der Arena gibt es je sechs, auf den Querseiten je vier Eingänge. Das «feine» Eingangssystem mit insgesamt 20 Einlässen soll langes Anstehen verhindern. Das ist nicht nur Komfort, sondern auch eine Sicherheitsmassnahme: Das Stadion muss in viereinhalb Minuten geräumt werden können. Im Innern sind 14 Logen und 620 Businesss-Seats für die Cüpli-Fans geplant. Während der Meisterschaftsspiele soll es aber auch Stehplätze geben. «Auf den Winkelstufen können Sitze montiert werden – oder eben nicht», erklärt Christian Peter. Entscheiden werden dies der FC St.Gallen und die Stadion AG. Voraussichtlich wird es auf der Westseite, hinter dem einen Tor, Stehplätze geben. Dorthin soll die heutige Südkurve verpflanzt werden.

«Man muss den treuesten Fans das Gefühl geben, dass sie mit dem neuen Stadion ein Daheim erhalten», schildert Christian Peter eine Erkenntnis aus den Gesprächen mit den Verantwortlichen in Leverkusen. Geplant sind deshalb Räumlichkeiten im Stadion, in denen die Ultras Fahnen und Transparente lagern können. Auch an die Choreos wird gedacht. Am Dach wird es Vorrichtungen geben, mit denen man beispielsweise Plastikbahnen aufziehen kann. Der Drahtzaun wird abgeschafft. Die ersten Zuschauerränge werden einen Meter über dem Spielfeld beginnen und nicht wie in Basel auf gleicher Höhe liegen.

Ruhe nach dem Schlusspfiff

Doch entscheidend ist die Akustik. Auf den Bildern des Stadionmodells ist ein riesiger offener Spalt zwischen den obersten Rängen und dem Dach zu sehen. Eine Horrorvision für die Fans: Der Wind bläst den Regen hinein und die Anfeuerungsrufe hinaus. «Das wäre für die Atmosphäre tödlich», weiss auch Christian Peter. Bei den Spielen werde der Spalt geschlossen sein, allenfalls mit einer Klappe. An einer Lösung werde noch gearbeitet. Man will offensichtlich nicht den gleichen Fehler machen wie die Architekten des Stade de Genève: Wegen der Öffnung fehle es dort an Ambiance, so Peter. Das Dach wird zudem weniger hoch konstruiert als auf den Bildern zu sehen ist.

Den Schlitz zwischen Tribüne und Dach braucht es nur für die Belüftung des Rasens. Doch hier geht die Tendenz in Richtung Kunstrasen. «Wir planen vorläufig mit beiden Varianten», weiss Christian Peter. Ein baldiger Entscheid über die Unterlage würde den Spielraum der Stadionbauer erhöhen. Beinahe eine Selbstverständlichkeit ist es, dass das Spielfeld beheizbar sein wird. Damit wird der Boden nicht mehr einfrieren, Schnee schippen müsse man aber weiterhin, stellt der HRS-Geschäftsführer fest.

In einer Meisterschaft kommt es zu 18 Heimspielen pro Jahr, dazu gibt es einige Freundschaftsspiele und wenn es gut läuft ein, zwei Cupspiele. «Das sind nicht wahnsinnig viele Nutzungen», räumt Christian Peter ein. Grosse Konzerte mit 20 000 Zuschauern werde es wohl nur in Ausnahmefällen geben. Kleinere, bei denen mit 10 000 Zuschauern gerechnet werde, seien eher möglich, doch brauche es dafür zuerst Aufbauarbeit.

Auch wenn die Atmosphäre im Stadion stimmen sollte und bald niemand mehr dem Espenmoos nachtrauert, ein Manko bleibt: In der von Fachmärkten zugestellten Umgebung der Fussballarena fehlen die planerischen Möglichkeiten, damit sich Winkeln zu einem urbanen Zentrum mit Anziehungskraft entwickeln könnte. Nach dem Schlusspfiff dürfte deshalb jeweils schnell wieder Ruhe einkehren in der ehemaligen Industriezone am Stadtrand zwischen Autobahn und Schnellstrasse.

DIE VORGESCHICHTE:

EINKAUFSZENTRUM MIT DACHBEGRÜNUNG

Das Stadion macht nur einen kleinen Teil des Gesamtkomplexes aus, der ab dem Sommer im Westen der Stadt St.Gallen gebaut wird. Spöttisch wird das Projekt deshalb als «Einkaufszentrum mit Dachbegrünung» tituliert. Das Verhältnis drückt sich in der Bausumme aus: Die Fussballarena kostet 48 Mio. Franken an reinen Baukosten, der Konsumteil mit Einkaufszentrum, Ikea und Restaurants 240 Mio. Franken. Verantwortlich für das Projekt ist die Generalunternehmung HRS, die in die Kritik geriet, weil beim Stadion kein Architekturwettbewerb durchgeführt wurde. Die Firma mit Sitz in Frauenfeld ist für die meisten grösseren Bauprojekte in der Region verantwortlich. Beispiele sind Säntispark, Geschäftshaus St.Leonhard, Raiffeisen oder Casino. Die HRS-Niederlassung in der Westschweiz baut das neue Stadion von Neuenburg Xamax. Die Stadion AG hat den Boden von Stadt und Kanton geschenkt erhalten und finanziert die Fussballarena weitgehend durch den Verkauf dieses Baulandes. Damit sind die Kosten aber noch nicht gedeckt. Einen Millionenbetrag erhoffen sich die Promotoren durch den Verkauf des Stadionnamens. Die Stadion AG strebt zudem ein Aktienkapital von rund vier Millionen Franken an. Das muss jetzt noch geäufnet werden. Ein Teil der Aktien werden voraussichtlich Firmen zeichnen, die Aufträge für den Bau erhalten. Der FC St.Gallen wird künftig für das Stadion Miete in noch unbekannter Höhe zahlen müssen. Klar ist nur, dass dieser Budgetposten deutlich höher sein wird als bisher. Der FCSG erhofft sich durch Sponsoring und Werbung markante Mehreinnahmen. 2008 soll in der neuen Arena gespielt werden können, unklar ist noch, ob das bereits in der Rückrunde der Sasion 07/08 sein wird oder erst beim Start der folgenden Spielzeit. **(kne)**

DER WETTBEWERB:

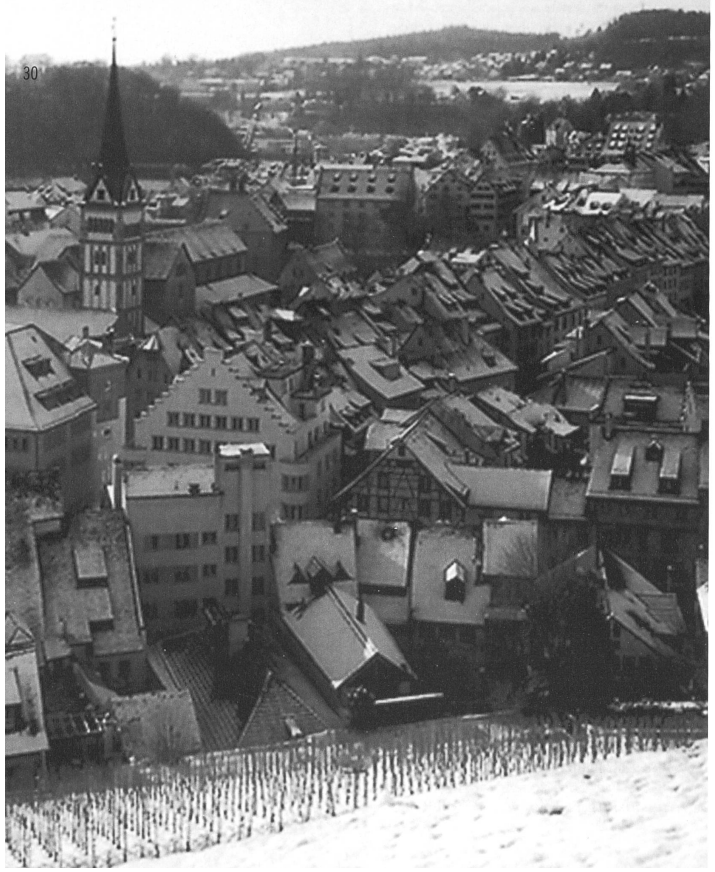
SAITEN SUCHT STADIONNAMEN

Charmilles, Wankdorf, Brüglifeld – so klangvoll hiessen Schweizer Stadien früher. Heute tönt es dagegen meist langweilig und plump: Stade de Suisse, Stade de Genève oder vielleicht schon bald CS-Arena. St.Gallen soll es besser haben. Saiten schreibt deshalb einen Wettbewerb aus für den originellsten und passendsten Namen für das neue Stadion im Westen der Stadt: Stadion an der Gossauer Strasse und Breitfeld wurden im Saiten-Büro bereits als Vorschläge eingereicht. **Vorschläge bitte bis 1. Juli 2005 an redaktion@saiten.ch mailen oder einsenden an: Ostschweizer Kulturmagazin Saiten, Oberer Graben 38, Postfach, 9004 St.Gallen.** Die originellsten fünf Vorschläge gewinnen je eine Ausgabe von Hutter & Mock, 37 Fussballgeschichten aus St.Gallen. Und natürlich Publizität: Wer weiss schon, was so ein Name noch alles bedeutet. **(dk)**

STATT-SPAZIERGÄNGE QUER DURCH CHUR, SCHAFFHAUSEN, WINTERTHUR

RUNDGANG IM RANDSTAND

In drei Stadtspaziergängen geht Saiten dem politischen und kulturellen Leben in den umliegenden Kleinstädten nach. Hallten durch Winterthurs leere Industriebauten Sätze wie «Euer Standort ist unser Widerstand», konnte aus Chur vermeldet werden, dass wenigstens die Sonne scheint. Zum Abschluss folgt ein Rundgang durch Schaffhausen: Auch dort machen eine handvoll normkrummer Giebel und eine bewegte Geschichte noch keine Stadt. Insbesondere dann nicht, wenn der Stadtrat Dorfpolitik betreibt.



von Christoph Lenz

Jetzt noch über die Brücke, dann sind wir in Schaffhausen. Im äussersten Fleck, wo hintendran nichts mehr kommt, wie Hofbarde Dieter Wiesmann zu singen pflegt. Wie wir übers träge, dunkelgrüne Wasser gehen, schauen wir zum Munot hinauf, lassen unseren Blick den Rebberg hinunter in die historische Altstadt wandern und sind bereits gerührt vom Anblick. An der Kulisse stimmt so ziemlich alles. Proper geschniegelte Häuser mit herzigen, normkrummen Giebeln und eine mit grobem Pflaster ausgelegte Fussgängerzone. Allein das rechte Rheinufer trübt die Idylle. Vor dem ältesten und heruntergekommensten Gebäude Schaffhausens, dem Güterhof, hat die Raumplanung versagt. Just da, wo die Touristen in den Sommermonaten nach einer der zehn schönsten Stromschifffahrten Europas – von Stein am Rhein nach Schaffhausen – in die Stadt einfallen. Stadtpräsident Marcel Wenger, FDP, ortet ein wachsendes Problem. In der ganzen Stadt nehmen die Probleme immer zu, aber hier besonders. «Da stapeln sich Abfallberge, weil wir nicht genügend Abfalleimer haben», erklärte Wenger unlängst im Rahmen einer Vorlage zur Verbesserung des Stadtbildes. «Das ist nicht der Anblick, den wir den Leuten bieten wollen, die unsere Stadt besuchen.» Die Vorlage sieht nun die Beschaffung von 120 neuen Eimern zum Preis von 300 000 Franken vor. Aufgestellt werden diese, so Wenger, vorab dort, wo die Touristen sind.

Moderne Siedlungspolitik

Rechts könnten wir jetzt noch kurz dem Rhein entlangschlendern, so wie es die Kantischüler im Sommer machen. Da hinten kommt nämlich bald die Uferpromenade «Lindli», wo es sich gut hängen lässt, weil alles so friedlich ist. Aber wir wählen den Weg in die Stadt, die Unterstadt. Früher, als Schaffhausen in der Macht der Zünfte lag, war hier der Pöbel. Im Wurmfortsatz der noblen Vordergasse lebten die Fischer und die Gerber. Diese stanken und wurden folgerichtig am östlichen Ende der Stadt angesiedelt, damit der in Schaffhausen vorwiegend ostwärts wehende Wind die unangenehmen Gerüche aus der Stadt hinausträgt. Eine moderne Form dieser Siedlungspolitik findet sich auf der anderen Seite Schaffhausens, dort wo die Agglomeration aufhört, der Wald beginnt, und das Hemmentalertal auf die Breitewiese mündet. In den 60er Jahren wurden im sogenannten Birch riesige Wohnsilos für die Gastarbeiter der Schaffhauser Industrie hochgezogen. Die «Tschinggen» sind spätestens mit der grossen Krise der 80er abgezogen. Jetzt wohnen da Gäste aus dem ehemaligen Jugoslawien. Wie schon für die Italiener gibts auch für sie wenig bis keine Arbeit. Aber sie verschwinden nicht so einsichtig wie ihre Vorgänger.

280 Schritte, vorbei an Pizzerias und Kleingewerblern, dann über die Bachstrasse. Einst Bach, jetzt Strasse. Bachstrasse. Würden wir links halten, kämen wir zum Mosergarten, zur Stadtbibliothek und zur Kammgarn, der Schaffhauser Antwort auf den Züricher Kreis 4. In stillgelegten Fabrikräumlichkeiten der Garnproduktion ist man heute kreativ, erweitert seinen Horizont an Konzerten und betäubt sich die Sinne mit Falken-Bier. Nebst dem Kulturzentrum Kammgarn sind hier die Hallen für Neue Kunst mit Werken von Beuys, LeWitt und Mangold sowie der TapTab-Musikraum domiziliert. Geradeaus steuern wir mitten in die Haute Volée der Schaffhauser Bourgoisie, erkennbar an prunkvollen Erkern, üppigen Zunfthäusern und gehobenen Lokalen. Indes: Im Monopoly kostet die Nacht an der Vordergasse gerade mal 120 Franken. Das macht die Vordergasse zur zweitbilligsten Absteige der Schweiz. Ein Faustschlag fürs hiesige Bürgertum.

Gebührender Respekt

Am 13. März marschierten hier rund 150 Neonazis aus der gesamten Nordschweiz unter dem Regiment von Holocaust-Leugner Bernhard Schaub. In strikten Viererkolonnen und mit wehenden Fahnen. Alles verlief friedlich, so dass sich die Polizei nicht zum Eingreifen veranlasst sah. Selbst dann nicht, als Schaub auf dem Fronwagplatz das Wort ergriff und sein braunes Gedankengut streute. Keine sechs Monate zuvor pflegte die Polizei noch einen anderen Umgang mit unbewilligten Demonstrationen. Als sich im Oktober rund 40 linksautonome Jugendliche zu einem Saubannerzug trafen, wurden diese von zwei Dutzend Polizisten in einem sprichwörtlichen Kesseltreiben vom Bahnhof durch die Stadt, auf den Munot und wieder zurück zum Bahnhof gehetzt. Die Polizei nahm 34 Demonstranten fest, darunter 26 nicht im Kanton Schaffhausen Wohnhafte und 15 Minderjährige. Die Ältesten wurden, wie Polizeikommandant Fritz Brigger gegenüber den Schaffhauser Nachrichten bestätigte, vom Freitagabend bis am Sonntagabend festgehalten.

Weiter erklärte Brigger, dass es nicht zuletzt darum ging, ein Exempel zu statuieren. «Wir wollten zeigen: Das lassen wir uns in Schaffhausen nicht bieten.» Und auch Stadtpräsident Marcel Wenger stellte fest, «dass es Kräfte in Stadt und Region gibt, die solche Ereignisse ausnutzen, um die historische Altstadt als Objekt für Gewalt und Sachbeschädigung, für Krach und Randale zu missbrauchen.» Er schloss mit dem öffentlichen Aufruf, den destruktiven Kräften nicht nur eine Absage, sondern auch in Zukunft eine Lektion zu erteilen. Weil die Polizei beim Neonazi-Aufmarsch nicht eingegriffen hat, ist anzunehmen, dass es sich um eine Gattung Neonazis handelte, die der historischen Altstadt den gebührenden Respekt entgegenbrachte. Und solche Leute sind ja immer willkommen.

Geheime Weltregierung

Das belegt auch die bereits erwähnte Verordnung zur Stadtbildverbesserung. Diese schränkt die Schaufenstergestaltung von Gewerbetreibenden ein, stellt höhere ästhetische Ansprüche an Verkaufsstände und nimmt die Strassencafébetreiber in die Pflicht. Letztere dürfen gemäss Vorlage nur noch Sonnenschirme mit dezenten Farben und ohne Fremdwerbung verwenden. Grelle Farben machen sich eben schlecht auf Urlaubsfotos. Auf den Fronwagplatz einbiegend erkennen wir, dass eine stattliche Anzahl Betriebe davon betroffen sein wird. Jetzt befinden wir uns auf dem Knotenpunkt der Haupteinkaufsachsen. Im Rücken die abschüssige Vordergasse, rechterseits die breite Vorstadt. Geradeaus würden wir uns dem Hauptquartier der Geheimen Weltregierung nähern. Die wohnt nämlich, Olifr M. Guz zufolge, «am Posthof 2 in Schaffhausen». Wobei der Aeronauten-Sänger Schaffhausen auch mal als Illusion bezeichnet hat. «Wenn ich mich umdreh, ist es weg».

Wir steuern über den Fronwagplatz, vorbei an Manor, Fielmann, Spaghetti Factory und UBS. Dann mit dem Schwabentor, einem Überbleibsel der alten Stadtbefestigung, im Blick die Vorstadt runter. Ebendieses Tor hat Christoph Blocher im Nationalratswahlkampf 2003 zitiert. «Lappi tue d'Augen uf», steht auf dem Torbogen und betitelte 2003 Blochers Kernpapier der damaligen Fehde zwischen FDP und SVP. Blocher wollte, so erklärte das Papier, die Bevölkerung aufrufen, die Welt kritisch zu betrachten. Die lebhafte politische Kultur in Schaffhausen zeugt davon, dass die Weisheit der alten Stadtväter weitgehend befolgt wird. Zumal in den vergangenen vier Jahren zahlreiche weitere Parteien auf den Plan getreten sind. Zunächst die Junge SVP, dann die Alternative Liste Schaffhausen und zuletzt der Jungfreisinn. Erstere zwei konnten im Herbst den Einzug ins kommunale und kantonale Parlament feiern und haben sich als kompetente Vertreter ihrer Interessengruppen bewährt.

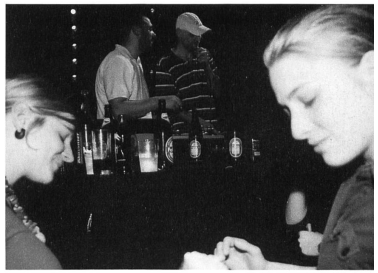
An die Sohlen geklebt

Rechterseits gibt es zwei Querstrassen. Die erste führt zur Repfergasse, wo sich die jungen Schaffhauser bis vor fünf Jahren dem Alkohol und den härteren Drogen widmeten. Einige davon mit grosser Hingabe. Doch die Lokale von damals sind heute verschwunden. Im «Esel» floriert heute die «Tabaco Lounge», und Che Guevaras Portrait überwacht die Betriebsamkeit. Im «Domino» ist das Kiffen untersagt und am Wochenende sollen da bisweilen Gottesdienste stattfinden. Sagt man sich.

Die zweite Querstrasse heisst Webergasse und zählt zu den sympathischsten Ecken Schaffhausens. Nebst Krämerläden und Kleidergeschäften befindet sich hier die Genossenschaftsbeiz «Fass». Seit bald dreissig Jahren versorgt sie die Stadt mit Theater, Büchern und erschwinglichem Essen. Und wie schon in der Gründerzeit, als alle Genossenschafter fichiert wurden, spielt die Stadtpolitik am Stammtisch oder an der Bar auch heute noch eine bedeutende Rolle. Meist kommt sie schlecht weg, die Stadt. Und jedes Bier setzt ihr weiter zu. «Klar wollen wir nicht immer auf der Stadt rumtrampeln», hat dazu mal einer nach dem siebten Bier gesagt, «aber was sollen wir auch machen, wenn sie uns an den Sohlen klebt.»

Christoph Lenz, 1983, sitzt für die Alternative Liste im Schaffhauser Stadtparlament, schreibt regelmässig für die Schaffhauser Nachrichten, Bund und WOZ und eröffnet demnächst als Bassist von Plenty Enuff das St.Galler OpenAir.

In Schaffhausen fliesst der Rhein und das Bier in Strömen.



Bilder: Coralie Wenger

KRIEG **DER FRÖSCHE**

von Michael Walther aus Neuchlen-Anschwilen

Ich stehe hier an der Kreuzung beim Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen. Links von mir, nach einer Strassenbiegung Richtung Schloss Oberberg, ruht im Wald das Munitionsdepot. Ebenfalls links, 25 Meter den Forst hinauf, befand sich früher das «Camp» der Waffenplatz-GegnerInnen – Plachen, Paletten und Reisküche. Von dort aus wurde jeweils versucht, rechtzeitig zur Kreuzung hinab zu spurten, um die Lastwagen zu blockieren, von deren Herannahen Späher kündeten. Rechts von mir steht nun aber seit zehn Jahren die neue Kaserne. Mitte Mai hat die Waffenplatzverwaltung an einer Medienorientierung Bilanz nicht etwa darüber gezogen, ob der Neubau einen militärischen Sinn erfüllt – sondern Ökobilanz. Das Tagblatt verstieg sich zum Grössten Anzunehmenden Euphemismus (GAE) und sprach vom «Waffenplatz-Paradies».

Bild: Daniel Ammann

Armee in der Botanisierbüchse

«Ist Ökologie nicht wichtig?», wurde ich von der Reporterin von Tele Ostschweiz gefragt. Der Sender gab mir Gelegenheit zu einem Statement. Doch, natürlich bedeutet sie viel. Wenn wir uns nicht auf die Ökosocken machen, werden wir sterben wie die Dinosaurier. Vorläufig stehe ich noch lebend auf der Kreuzung und muss sagen, wie bei den Sauriern ging in den letzten zehn Jahren viel vergessen, aber wenig änderte. Das Ökomäntelchen hatte sich die Armee just dann übergeworfen, als die «Aktionsgruppe zur Rettung von Neuchlen-Anschwilen» (Arna) ihre Gegnerschaft gegen den Neubau begann. Die Arbeit der Arna – sowie vieler anderer Organisationen vor ihr – bestand allerdings darin nachzuweisen, dass das Militär das Land nicht hegte, sondern vorab im Alpenraum nachhaltig zusammengeschossen hatte. Das Ökobewusstsein brachten mithin die Waffenplatzgegner dem Militär bei. So kann man auch gewinnen, wenn man verliert.

Statt einem kurzen Statement möchte ich an dieser Stelle unsere Ökoarmee in eine Flaschenpost bzw. Botanisierbüchse stecken und einer kleinen gesamtökologischen Betrachtung unterziehen. Frösche in Panzerspuren, Libellen und seltene Pflanzen sind begrüssenswert. Aber dazu muss man keine Kaserne bauen. 100 Millionen kostete das ganze Projekt. Die hiesigen Lurche, Gliederfüssler und Blumenraritäten sind mit Sicherheit die teuersten der ganzen Welt. So teuren «Laich» kann sich nur die Schweiz leisten. «Natürlich» sind Kaserne und Übungsanlagen das Hauptbiotop – und die Frösche bilden den Nebentümpel. So betrachtet ist der Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen «Paradies» ein Teuerstes Vorstellbares Ökologieprojekt (TVÖ). Ich hätte die 100 Millionen so investiert:

1.) 50 Millionen für den Weiterbau eines strassenunabhängigen Velowegnetzes (in ungleichem Kampf gegen zwei Milliarden Strassenbauausgaben). Wenn Kinder und Erwachsene mit dem Rad durchs Land reisen und das AKW Leibstadt mit dem Thurufer vergleichen, werden sie automatisch ökologisch. 2.) 25 Millionen Invalidenversicherung. 3.) 25 Millionen Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit zum Aufbau demokratischer Strukturen rund um die Welt. Dass diese drei Ausgaben nötiger gewesen wären als eine Kaserne, wusste man schon 1992, als die Arna mit der Volksinitiative «40 Waffenplätze sind genug – Umweltschutz auch beim Militär» dagegen focht. Trotzdem wurde der Neubau durchgeboxt. Statt der Betonung auf «Öko» gälte es heute zu akzentuieren: 100 Millionen in einer Zeit, in der die Armee nur abbauen muss, sind nach Adam Smith-Riese eine gigantische Fehlausgabe. Falls die Bezeichnung «gigantisch» übertrieben wirkt, wenn ein dreistelliger Millionenbetrag in eine Moränenlandschaft gesetzt wird – umso trauriger.

Grosse und kleine Kröten

Es gibt Leute, die für diese Fehlinvestition die politische Verantwortung tragen – zu der sie, Vergesslichkeit der Gesellschaft und ihrer Mitglieder sei Dank, kaum je gezogen werden. Peter Weigelt war der Exponent derjenigen, die Kampagne für den Waffenplatz machten. Er liess sich den Einsatz doppelt bezahlen: mit Aufträgen für sein Medienunternehmen sowie einem Nationalratsmandat – mit welchem er seitdem Land und Bevölkerung womit dient? Die Kaserne zu meiner Rechten ist auch ein Projekt des Kantönligeists. Danach riecht es, wenn ich an der Botanisierbüchse schnuppere. Der Bau hat zu tun mit dem unbegründeten Jammeriflair vieler St.GallerInnen. St.Gallen wollte diesen Waffenplatz, weil es schon damals das Gefühl hat, dass es sonst zu wenig «kriegt». Deshalb mussten Herisau AR und Losone TI verzichten. Ich weiss nicht, wie die Appenzeller und Tessiner Regierung heute der St.Gallischen gegenüber stehen. Vermutlich sind sie vergesslich oder nett. Sie haben auch wenig Grund, nachtragend zu sein.

Ich stochere jetzt tiefer im Humus in meiner Büchse. Auch die Stadt Gossau setzte sich vehement für den Waffenplatz ein. Wenn man damals die Presse verfolgte, hätte man meinen können, ohne neue Kaserne müsse jeder zweite Metzger, weil er den Rekruten kein Gehacktes, und jeder zweite Bäcker, weil er ihnen keine Wecken liefern konnte, selbst Hungers sterben. Da kommt mir auch in den Sinn, dass das Militär – das damalige EMD – den Baugartenzaun in Neuchlen von Sicherheitsbeamten bewachen liess, denen man in Einzelfällen Beziehungen zu Rechtsradikalen nachweisen konnte. Von den Neuchlen-AktivistInnen wurden am Bezirksgericht Gossau 250 wegen Hausfriedensbruchs angeklagt und zu einer Deliktsumme von rund einer Viertelmillion Franken verknurrt: ein Tausender pro Jugendlichen, die zumeist zwischen 18- und 25-jährig waren. Die Gerichtskasse war vermutlich das einzige, was im Fall Neuchlen je klingelte. Die grossen Kröten schluckt man oder lässt sie laufen. Das unkende Fröschlein hängt man ans Zappelbeinchen.

Noch ein Wort zu Reto Zingg, dem verdienten Umweltschützer aus dem Toggenburg. Ihn benützte das Militär schon 1992 als Experten. Schade, dass er als Ökofeigenblatt hinhält. Das erscheint mir ein wenig froschfixiert und wenig ganzheitlich. Man soll doch lokal in den Panzerspuren handeln, aber auch global denken, wenn man Ökologe ist. Nun, weil sich immer alles weiter entwickelt, die Liebe, die Evolution, die Politik, die Frösche, das Militär und die Feigenblätter, wird auch die Kaserne hier vor mir auf der Kreuzung kein Status Quo bleiben.

Die Kinder von Neuchlen

Eine zweite Frage hätte ich Tele Ostschweiz nämlich auch gern beantwortet. «Was kommt Dir in den Sinn, wenn Du an die Bewegung gegen den Waffenplatz zurückdenkst?» Sie war ernorm wichtig! Erstens hat sie dazu geführt, dass sich mindestens 1000 junge Leute für Politik zu interessieren begannen. Sie organisierten Kulturveranstaltungen mit Peter Bichsel, Franz Hohler oder Adolf Muschg. Sie behängten drei Kilometer Bauzaun mit Leintüchern aus den Schlafzimmern ihrer Eltern. Sie entwickelten sich auch sonst weiter, zwei Mal mit einer Sommeruniversität. Ein halbes Dutzend Equipen à zehn FahrerInnen radelten durch die Schweiz, um Unterschriften zu sammeln. Die kamen rascher und zahlreicher zusammen, als erwartet. Zweitens: Die Bevölkerung erhielt Gelegenheit, über etwas abzustimmen. Das ist gut für die direkte Demokratie. Fast 45 Prozent Ja-Stimmen für die Initiative, gegen die Kaserne, das war eines der besten Abstimmungsergebnisse ever.

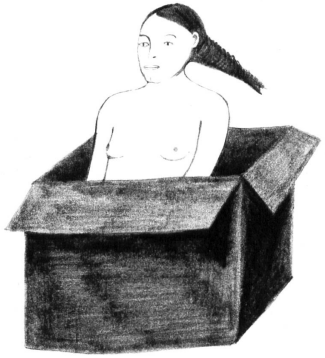
Noch an etwas Drittes erinnere mich auf der Kreuzung: Ich weiss von mindestens zwei Dutzend Geburten, die eine Metamorphose der Liebesbeziehungen sind, die in Neuchlen keimten. Diese Jungen und Mädchen sind heute zehn Jahre alt, können Velo fahren und gehen zur Schule. Das ist zukunftsversprechender und auch besser für den Staat als die Kaserne rechts von mir.

Michael Walther, 1964, Journalist, Buchautor, www.geschichtenladen.ch, Flawil, zählte 1990 bis 1993 zu den tausend Aktiven gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen.

ZUM ABSCHIED DIE **SCHÖNSTE** LESERIN

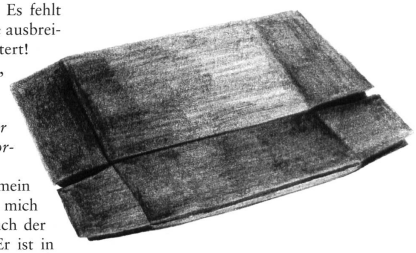
«Bleiben wir doch lieber im Tal! Versparen wir dieses reizende Abenteuer auf später! Verschafft es nicht auch Genuss, das Schöne von unten anzusehen? – In der Jugend ist man begierig auf das Festliche. Dem Alltag steht man fast feindlich gegenüber. Im Alter hingegen traut man mehr dem Alltag als dem Festtag. Das Gewöhnliche wird einem lieber als das Ungewöhnliche, das einen misstrauisch macht. So wandelt sich der Mensch, und es ist ganz gut, dass er sich wandelt.»

Ein halbes Jahr lang hat mir Robert Walser beim Kolumnenschreiben Pate gestanden. Heute zum letzten mal. Fast verschwindend bescheiden steht er in meinem Arbeitszimmer, und anstatt mir kritisch über die Schulter auf den Bildschirm zu gucken, wo sich eifrig Buchstabe an Buchstabe reiht, steht er am Fenster und schaut ins frische Grün des Kirschbaums in unserer Strasse. *«Die Natur braucht sich nicht anzustrengen, bedeutend zu sein. Sie ist es.»* Beleidigt halte ich mit Schreiben inne. Meint er etwa mich? Groll steigt auf in mir, ein während sechs Monaten genährter Groll. Er hat es mir nicht leicht gemacht, dieser Walser mit seinen leisen Sätzen und seiner Bescheidenheitsmacke! Er hat mich gebremst und gebunden. Da – schon wieder: *«Ich bin nun einmal in die Ostschweiz verbannt und bleibe hier. Weshalb Forellen in Rapperswil essen, wenn wir im Appenzellerland Speck haben können?»* Dieses radikale Sich-Dreinschicken, dieser penetrante Kinderblick! Ich bin anders, möchte die Forelle und den Speck. Mindestens! Gleichzeitig! Wenn überhaupt!
Robert Walser schaut weiter zum Fenster hinaus und ruckelt seltsam mit dem Kopf. Ich stelle mich neben ihn, um seine Perspektive besser teilen zu können. Offensichtlich versucht er, die Kopfbewegungen einer Meise nachzuahmen, die im Kirschbaum hockt und

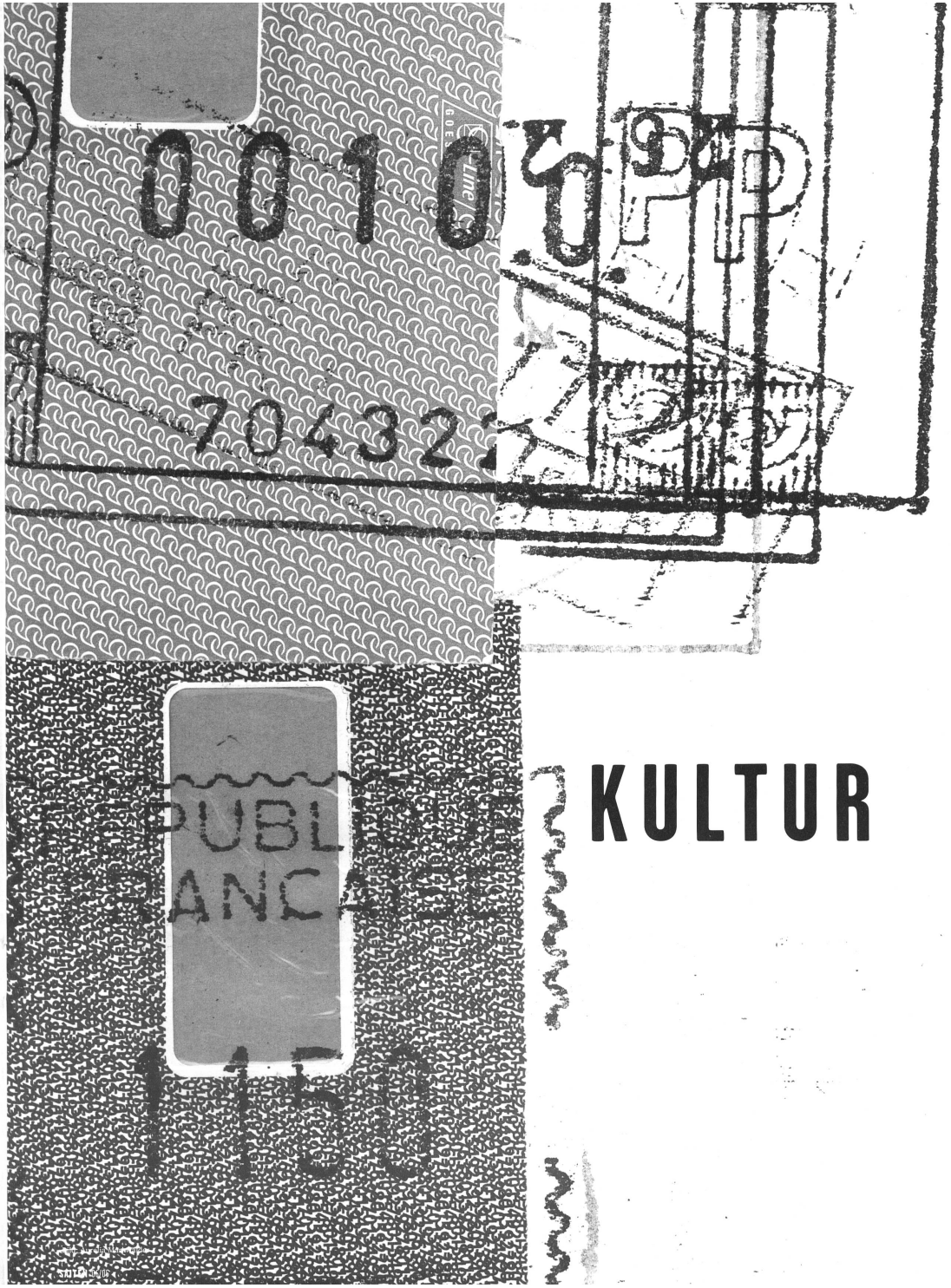


umheräugt. *«Könnten wir wohl mit der Kolumne weiterfahren, Herr Walser? Es ist unsere Letzte und sie soll sitzen»*, sage ich, bemüht, die Ungeduld in meiner Stimme zu unterdrücken. Walser ruckelt weiter mit dem Kopf und spitzt dazu seine Lippen. Es fehlt nur noch, dass er seine dünnen Arme ausbreitet und an die Zimmerdecke flattert!
«Was dachte ich neulich darüber?», antwortet er nach geraumer Weile.
«Man müsse vom geringsten Gegenstand schön reden lernen, was besser wäre als über einen reichlichen Vorwand sich ärmlich ausdrücken.»
Schmollend setze ich mich wieder an mein Schreibgerät. Über die Meise mag ich mich nun wirklich nicht auslassen und auch der Kirschbaum gibt nichts mehr her: Er ist in seiner grossartigen Schönheit längst verblüht. Ein Kleinod müsste sich finden lassen, denke ich, ein Kleinod möchte ich dem Herrn Walser zum Abschied halt doch schenken, trotz seiner schieren Lästigkeit.
Und plötzlich weiss ich es: Ich schenke ihm die schönste Leserin der Stadt! Das wird ihn freuen. Sie liest zwar nicht R.W., sie liest Harry Potter und T.K.K.G., doch sie liest jeden Tag, im Bus, frühmorgens um sieben auf ihrem Weg zur Arbeit. Sie hält das Buch fest in beiden Händen, sie hält es nah an ihre Augen. Sie hält es wie eine grosse, glücklich ergatterte Kostbarkeit. Einen halben Laib Brot mag man so halten, der einem nach Tagen des Hungerns geschenkt wird. Die Hände meiner Leserin sind breitgewercht und die Finger arthritisch abgewinkelt. In grosser Ordentlichkeit schnurren ihre Augen die Buchstabenzeilen ab. Sie unterstreichen Wort für Wort, Satz für Satz, ohne Werturteil, alles gleich hoch achtend, das «und» wie das «plötzlich» oder das «nur». Der Mund liest lautlos mit. Nein, kein Tanz, nirgends, alles ist Arbeit. Brennendes Interesse. Weltverlorenheit. Tiefe Sammlung. Andacht.

Wir hätten Heimweh nach innen, meint Robert Walser.

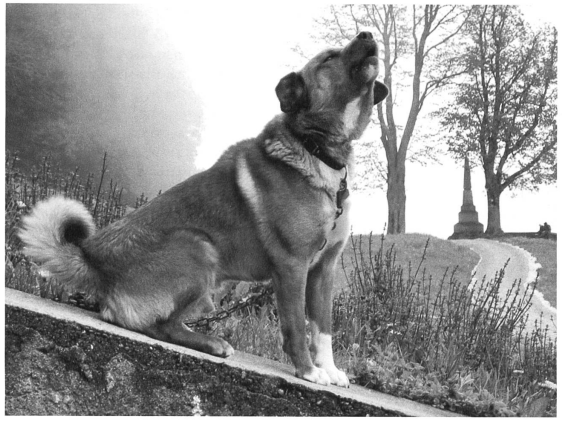


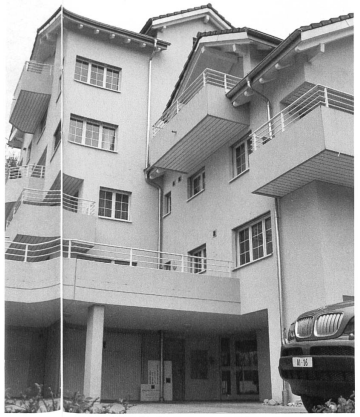
Die St.Galler Schriftstellerin **Christine Fischer** (1952) hat sechs Monate lang aus der Perspektive der Spaziergängerin berichtet – mit auf den Weg nahm sie jeweils ein Zitat Robert Walsers, der das Spazieren einmal als «Schaffensbedingung des Poeten» gerechtfertigt hat. Ihre Begleiterin war **Lika Nüssli** (1973). Die Illustratorin ging vom selben Walser-Zitat aus, ohne aber Fischers Text zu kennen.



KULTUR

Ein Touristenbus stoppt am Stoss. Es gibt hier einiges zu sehen. Zum Beispiel eine Gedenkkapelle. Oder die hässlichen Villen der zugezogenen Rheintaler. Bilder: Daniel Ammann.





DIE SPÄTE RACHE DER APPENZELLER

Die Innerrhödler feiern den erfundenen Schlachthelden «Ueli Rotach», die Ausserrhödler laden zum Rockkonzert «Stoss on Fire». Die Appenzeller kriegen sich diesen Juni kaum ein vor Freude, dass sie vor 600 Jahren am Stoss die Habsburger verprügelten. Unten im Rheintal sieht man die Sache nüchterner. Schliesslich stand man damals auf der Seite der Verlierer. Und hat noch heute unter einfallenden Horden aus den Hügeln zu leiden.

von Markus Rohner

Ich weiss nicht, welcher Teufel meine Urahnen geritten hat, als sie vor 600 Jahren zuerst dem Abt von St.Gallen und später den Habsburgern im Städtchen Schutz gewährten. Mag sein, dass sich kriegsführende Streithähne gern hinter die hohen Mauern des strategisch gut gelegenen Ortes am Fuss der Appenzeller Hügel zurückzogen, um von hier aus den Feind besser ins Visier nehmen zu können. Dass die Appenzeller solchen rheintalischen Liebesdienereien mit dem Feind nicht tatenlos zusahen, ist verständlich. Nach ihrem grandiosen Sieg am Stoss im Juni 1405 zog es die Appenzeller als erstes nach Altstätten, um dort seinen Bewohnern Mores beizubringen. Häuser wurden abgefackelt, und mancher Kopf soll gerollt sein. Marbach und Berneck erging es nicht besser. Auch sie wurden von den Appenzellern besetzt.

Subtilere Methoden

Entsprechend bewundert und gefürchtet waren talauf talab die siegestrunkenen Landsknechte aus dem nahgelegenen Hügelland. Übermutig geworden wollten die Appenzeller drei Jahre später ihren Eroberungsfeldzug fortsetzen – und bekamen auf der anderen Seite des Rheins prompt eins aufs Dach. «Die Niederlage von Bregenz setzte dem Eroberungsdrang der Appenzeller 1408 ein Ende», schreibt der Appenzeller Historiker Josef Küng. Schlachten haben die Appenzeller seither nurmehr untereinander ausgetragen. Die wüsteste fand 1597 statt, als aus einem vereinigten Appenzell – Luther, Zwingli und der Reformation sei Dank – ein katholisches Innerrhoden und ein reformiertes Ausserrhoden entstanden sind.

Seither hocken die beiden Halbkantone wie zerstrittene Brüder Rücken an Rücken und denken auch nach mehr als 400 Jahren nicht daran, sich wieder zu einem einzigen Kanton zusammenzuschliessen. Nach ihrer Sturm-und-Drang-Phase haben sich die Appenzeller auf ihr Stammgebiet zwischen Säntis und Bodensee zurückgezogen. Hellebarde und Morgenstern wurden im Schrank verstaut. Im Rheintal drunten muss keiner fürchten, dass die kampferprobten Bauern demnächst wieder losschlagen werden. Schlau wie sie sind, wenden die Appenzeller heute viel subtilere Methoden an, um sich an den Rheintalern, die einst mit dem Feind paktierten, zu rächen.

Töffs und Heuwagen

Dass sie uns den «Sahlenweidli»-Koller samt Anhang, eine gescheiterte Ex-Bundesrätin (mit Bürgerort Balgach), Altstätten einen Stadtpräsidenten mit Appenzeller Bürgerbrief oder ein paar andere schräge Vögel ins Tal geschickt haben, waren ein paar der harmloseren Boshaftigkeiten, die sich die Appenzeller in jüngerer Zeit geleistet haben. Da sind die laut dröhnenden Töffs oder die getunten Autos mit AI- und AR-Kontrollschildern, die während den Sommermonaten die Stossstrasse mit einer Rennstrecke verwechseln, für die Rheintaler ein schon grösseres Ärgernis. Dagegen kommen einem die stinkenden Vorarlberger Traktoren und Lastwagen, die jeweils im Frühling mit Heu und Stroh beladen den Stoss hinaufschleichen, wie eine Fronleichnamsprozession oder Stosswallfahrt vor. Dringend benötigtes Futtermittel für gefrässige Appenzeller Kühe. Wie sich doch die Zeiten ändern: Vor 600 Jahren liessen sich die Altvorderen der Futtermittelproduzenten von den Appenzellern noch die Köpfe blutig schlagen. Heute sind die Bauern froh, wenn sie ihre Rindviecher mit österreichischem Futter durch den Winter bringen und sich nicht noch mehr von ihnen als Golfplatzrasenmäher oder Immobilienspekulanten durchs Leben schlagen müssen.

www.appenzellerland-feier.ch

600 JAHRE APPENZELLER LAND

Rock-Event für Junge:

Stoss on fire 17. Juni 05, 19 - 04.00 Uhr / Stoss-Gelände, Gais:

Live-Acts Jesse Brown, Disconnect, Hilarious, No One Left Behind, The Tilts / **Feuerwerk** mit Hannes von Wald / **Disco** mit DJ's Pulp'n'Peel
Tickets: Vorverkauf 7.-/ Abendkasse 12.- / Gratis-Shuttlebus in AR: 071 335 73 11

Spektakel für Kinder:

Openair Kinderkonzerte

6./7. August 05, jeweils 14.00 – 17.00 Uhr, Urnäsch Nähe Bahnhof

Samstag: Schtärneföifi / Linard Bardill
Sonntag: Jim Knopf & Co / Marius & die Jagdkapelle
Tickets: 16.- (Familienrabatt), Auskunft 071 353 72 14 oder 0900 000 244

Geschichte erleben:

Jugendcamp „Mittelalter"

8. – 12. August 05, Urnäsch Nähe Bahnhof (für Kinder von 7 – 12 Jahren)

Jeweils 1 Tag mit **Übernachtung im Zeltlager** auf Stroh / **Gauklereien, Spiele+Turniere, Mittelalter-Handwerk, Workshops, Räuberbraten** / durchgehende Betreuung
Unkostenbeitrag: 15.- / Teilnehmer, Auskunft u. Reservation 071 353 72 14

Verkaufsstellen: in Appenzell Ausserrhoden Gemeindeverwaltungen, Banken, Tourismusbüros, Amt für Militär und Bevölkerungsschutz in Herisau

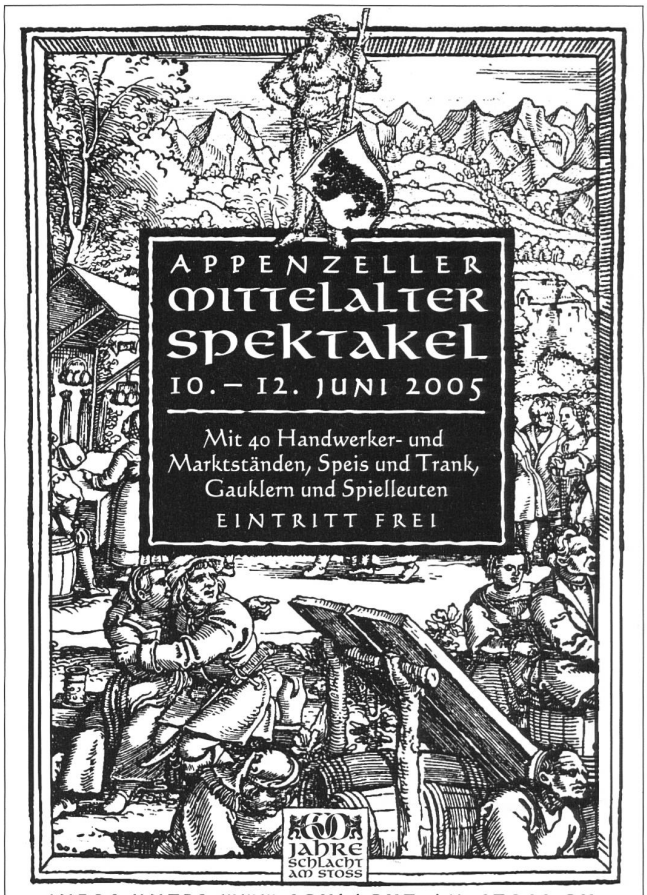
«SCHMAN-KERL»

www.sagi.ch

Österreichische Musik mit typischen kulinarischen Spezialitäten
25. Juni 2005, Schwimmbad Waldstatt

Weitere Veranstaltungen im Appenzellerland:
www.appenzellkulturell.ch

Appenzell
kulturell



INFOS UNTER WWW.SCHLACHT-AM-STOSS.CH

Schlachten auf der Allmend

Nein, nein, so mir nichts dir nichts können die Appenzeller vom «Rindli» nicht lassen. Wann immer sich die Gelegenheit bietet, aus ihrer engen Bergwelt auszubrechen, zieht es die kecken Männer in Scharen talwärts. Kein Altstätter Jahrmarkt, keine Rheintaler Beizenfasnacht, kein Volksfest, ohne dass die Appenzeller nicht in grösseren oder kleineren Gruppen auftauchten. In der Anonymität des breiten Tals kann manch heimlifeisser Dibidäbi sein Alter Ego ausleben und wieder mal tüchtig auf den Putz hauen. Bei solcher Gelegenheit kommt dann gar manche Flüssigkeit zum Fliessen. Unfallprotokolle der Polizei oder Neuigkeiten aus dem Zivilstandsamt legen später Zeugnis ab vom wilden Treiben. Wenn wie in diesem Jahr an der Rheintaler Messe «Rhema» Appenzell offizieller Gast ist, wird erst recht viel Dampf abgelassen. Statt der Schlacht am Stoss gabs nun die Schlachten auf der Altstätter Allmend. Die Kantonspolizei hatte vor allem an den Wochenenden in den frühen Morgenstunden alle Hände voll zu tun, um alkoholisierte Streithähne zu trennen. Wie es diesen Rabauken aus dem Appenzell immer wieder gelingt, Rheintaler Frauen anzulachen und sie nicht selten auch noch zu ehelichen, bleibt ein (wenigstens unter Rheintaler Männern) bis heute ungeklärtes Rätsel zwischenmenschlichen Zusammenlebens. Vielleicht aber funktioniert das appenzellisch-rheintalische Paarungsverhalten nach einer ganz simplen Prämisse: Gleich und gleich gesellt sich gern.

Bauernschlaue Steuerrechnung

Aber ohalätz, die Appenzeller können auch anders! Dass sie in den letzten Jahren clever geworden sind und es längst nicht mehr nötig haben, die vom Tal Aufsteigenden wie weiland 1405 mit einer Mauer aus Steinen und Baumstämmen am Eintritt in ihr kleines Land zu hindern, zeigt die aktuelle Steuerpolitik von Appenzell Innerrhoden. Eine Standeskommission und ein Säckelmeister, die gut rechnen können, haben gemerkt, wie lukrativ es sein kann, mit einem günstigen Steuersatz Multimillionäre ins Land zu locken. Ein paar gutbetuchte Industrielle aus dem Rheintal liessen sich nicht zweimal bitten und nahmen flugs in Appenzell Wohn- und Steuersitz.
Die Rechnung der bauernschlauen Appenzeller geht von Jahr zu Jahr besser auf. Der Kanton schreibt schwarze Zahlen, die Schulden sind abgebaut, und die Steuern im Vergleich zu den Nachbarn auf tiefem Niveau. Die Steuerflüchtlinge aus dem Rheintal leben sich im Appenzellerland in der Regel sehr schnell ein. Selbst mit dem breitesten Rheintaler Dialekt kommt einer im Appenzellerland ohne Übersetzungshilfe durch. Zudem zeichnen sich die Einheimischen gegenüber diesem zwar eingewanderten, aber immerhin wesensverwandten Menschenschlag durch eine aussergewöhnliche Toleranz aus. Allein schon die Tatsache, dass an den hässlichen Protzvillen der Exil-Rheintaler in exponierter Lage über Appenzell bislang nur ein paar ganz wenige Einheimische Anstoss genommen haben, ist Beweis dafür.

Markus Rohner, ... , lebt als Journalist in Altstätten

APPENZELL FEIERT

Am 17. Juni 1405 haben 400 mit Hellebarde und Morgenstern bewaffnete Appenzeller Bauern die Schlacht am Stoss gegen 1200 berittene äbtische und habsburgische Ministeriale gewonnen - und erkämpften sich damit die Loslösung des damals noch ungeteilten Landes Appenzell vom St.Gallischen Abt. Das diesjährige Gedenkjahr wird getrennt gefeiert: Die Innerrhödler tun dies unter dem Titel «600 Jahre Schlacht am Stoss», die Ausserrhödler hingegen nennen ihr Fest «600 Jahre Appenzeller Land». Der innere Halbkanton mit Landamman Carlo Schmid an der Spitze bringt das Freilicht-Festspiel «Ueli Rotach» von Hannes Glarner zur Aufführung, Premiere ist am 19. Juni. Aufwand dafür wird keiner gescheut, Insidern zufolge wird wie in Mani Matters Lied «Wilhelm Tell» die eine Hälfte des Dorfes auf der Bühne stehen und die andere Hälfte das Publikum stellen. Zur Einstimmung in die Zeit gibt es am Wochenende vom 10.-12. Juni ein Mittelalterspektakel mit Handwerker- und Marktständen, Speis und Trank, Gauklern und Spielleuten. Der äussere Halbkanton, seit jeher etwas besinnlicher, zeigt im Vordergrund die Sonderausstellung «600 Jahre Schlacht am Stoos» im Appenzeller Volkskundemuseum Stein und organisiert verschiedene Konzerte von Klassik bis zur Rocknacht «Stoss on fire» mit Jesse Brown und vier Bands aus der Region. Bloss die offizielle Gedenkfeier vom 18. Juni auf dem Stoss wird von den beiden Kantonen gemeinsam organisiert. (sab)

Mehr Infos: www.appenzellerland-feier.ch oder www.schlacht-am-stoss.ch

Kasia von Szadurska: o.T. (Sich umarmende Frauen) / o.T. (Frau mit Kind), um 1919

ZAGHAFTE ANFÄNGE DER EMANZIPATION

Sie haben sich unbeirrt der Kunst zugewandt, trotz der starren weiblichen Rollen ihrer Zeit: kunstschaffende Frauen rund um den Bodensee in den Jahre 1900 bis 1950. Kuratorin Barbara Stark hat deren Kunstwerke über drei Jahre lang zusammengesucht – und präsentiert nun in der Städtischen Wessenberg-Galerie Konstanz eine «eigenwillige» Ausstellung. **von Richard Butz**

Der Beginn der Moderne in der Kunst, die Zeit zwischen 1900 und 1950, scheint wieder von Interesse zu sein. Davon zeugt die gut besuchte Ausstellung «Verlorene Moderne in der Ostschweiz», die im vergangenen Jahr in St. Peterzell stattgefunden hat. In eine ähnliche Richtung gehen die viel beachteten Ausstellungen im Museo Epper in Ascona, etwa von J.R. Schürch oder Fritz Pauli, und anderswo. Den gleichen Zeitabschnitt behandelt die Ausstellung «Eigenwillig» in der Städtischen Wessenberg-Galerie in Konstanz. Das Besondere an «Eigenwillig» ist: Hier handelt es sich um eine Spurensuche nach Künstlerinnen am Bodensee von 1900 bis 1950. Ihr Ergebnis ist allein schon zahlenmässig überraschend: 32 Künstlerinnen sind allein in der Ausstellung zu sehen. Weitere rund 70 sind zusätzlich im aufschlussreichen Katalog dokumentiert. Den dunklen Fleck in der Kunstgeschichte des Bodenseeraumes erleuchtet hat Kuratorin Barbara Stark, die für «Eigenwillig» über drei Jahre Feldforschung betrieben hat. Sie weist in ihrem Vorwort zum Katalog auf das Auftreten von «neuen Frauen» in den zwanziger Jahren hin, denen aber kaum «neue Männer» gefolgt seien. Einschränkend hält sie dazu fest: «Die Schwierigkeit, Künstlertum, Ehe und Mutterschaft zu vereinbaren, war für viele Frauen ein Problem. Denn so fortschrittlich sie waren, so sehr waren sie selbst doch oft noch traditionellen Vorstellungen und Weiblichkeitsbildern verhaftet, was Ehe und Familie anging.» Hinzu kamen der erschwerte Zugang zu Ausbildungsstätten und die relative Isolation der Region, die in der Schweiz am wenigsten ins Gewicht fiel. Die zaghaften Anfänge der Emanzipation wurden in Deutschland und Österreich von den Nazis gestoppt. In der Schweiz führte die konservative Männervorherrschaft zum gleichen Ergebnis. Erst in den siebziger Jahren setzte sich der Emanzipationsprozess fort. Heute kommt niemand mehr um die weiblichen Künstlerinnen herum.

Zum Beispiel Klara Fehrlin

Der Kanton St. Gallen hat – gleich wie der Kanton Thurgau mit Martha Haffter oder Helen Dahm – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einige bedeutende oder zumindest interessante Künstlerinnen hervorgebracht: Elly Bernet-Studer, Martha Cunz, Klara Fehrlin-Schweizer, Everilda von Fels, Maria Geroe-Tobler, Martha Heer, Charlotte Kluge-Fülscher, Margrit Roesch-Tanner und Hedwig Scherrer. Stellvertretend für ein typisches Künstlerinnen-Leben steht Klara Fehrlin-Schweizer. Sie stammte aus gutbürgerlichen Verhältnissen, erlernte das künstlerische Handwerk in München und St. Gallen und experimentierte in verschiedensten künstlerischen Techniken. Dabei galt ihr Interesse sowohl der Kunst wie dem Kunstgewerbe. 1924 heiratete sie, gab aber deswegen die Kunst nicht auf. Sie schuf expressive geformte Marionetten, gestaltete «Ex Libris», illustrierte Bücher, malte und wandte sich im fortgeschrittenen Alter vermehrt der Bronzeplastik zu. Am Ende ihres Lebens resümierte sie: «Um meiner künstlerischen Pläne willen, die ich ernst genommen habe, gab ich wohl den Menschen zu wenig Liebe.» Kommentar der Kuratorin: «Rückblickend erscheint diese Äusserung überzogen und typisch für eine Frau, die Jahre lang beidem, Beruf und Familie, genügen wollte und dabei höchste Ansprüche an sich selbst stellte.»

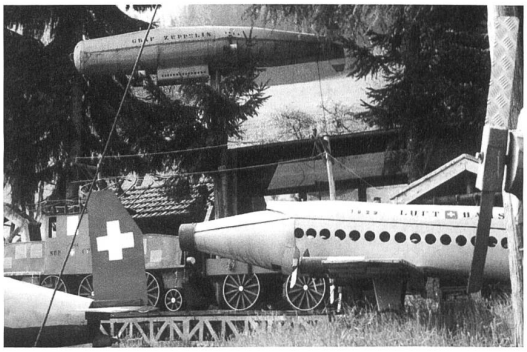
Namen über Namen

Unter den deutschen Künstlerinnen fallen Katharina Weissenborn mit ausdrucksstarken Farbholzschnitten, Mathilde Purrmann mit kraftvollen Aktbildern und Stilleben und Kasia von Szadurska mit expressiven sowie erotisch-provokanten Werken auf. Faszinierend ist das expressionistisch geprägte Werk der Voralbergerin Stephanie Hollenstein, aussergewöhnlich und befremdlich ihr Leben. Sie verkleidete sich als Mann und trat so 1915 freiwillig in ein Männer-Bataillon ein. Sie war Nazi-Parteigenossin der ersten Stunde und sah darin keinen Widerspruch zu ihrem Künstlerinnentum. Als Aussenseiterin gelten Flora Bilgeri aus Hard mit ihren eigenwilligen, oft surreal-bedrohlich wirkenden Bildern oder die in Brasilien geborene, im schaffhausischen Hegau aufgewachsene Eva Wipf, die aber nur am Rande zu den Bodensee-Künstlerinnen gezählt werden kann. Namen über Namen, zumeist unbekannt oder verkannt, die eines mit Sicherheit belegen: «Eigenwillig» lädt zu einer aussergewöhnlichen Entdeckungsreise ein.

Städtische Wessenberg-Galerie Kostanz. Bis 21. August. Di-Fr, 10-18 Uhr, Sa/So, 10-17 Uhr. www.konstanz.de

AUF ZUR WELTUMSEGELUNG

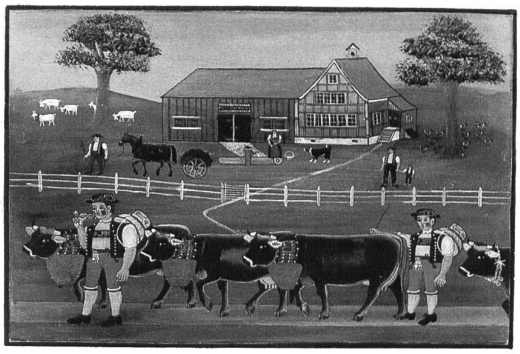
«Fahr langsamer, das Spielzeughaus!» Für Toggenburger Kinder wars der Höhepunkt der Fahrt über den Ricken: das Haus des Arbeiters und Kleinbauern Ernst Kummer, an der Hauptstrasse einige Minuten nach Wattwil gelegen. Die Titanic und Lokomotiven standen da. Zeppeline und Flugzeuge flogen darüber hinweg. Und immer wieder kam etwas Neues dazu. Kummer hat die ganze Anlage mit den riesigen Modellen selber gebaut. Und was man selber nie zu sehen bekam, aber wovon man immer hörte: Die Stube in seinem Haus war vollständig belegt von einer bis zur Decke reichenden Verkehrsanlage. Kummers Arbeiten sind eine von zwei Werkgruppen, die im Zentrum der Ausstellung «Auf zur Weltumsegelung! Reisen zu Wasser, zu Land, in der Luft und im Kopf» im Museum im Lagerhaus stehen. Allerdings können die Riesenmodelle selber nicht mehr ausgestellt werden. Als Kummer in den neunziger Jahren ins Altersheim zügeln musste, wurden alle zerstört und entsorgt. Erschreckend sauber geschleckt stand das kleine Bauernhaus an der Rickenstrasse plötzlich da. Zum Glück hat der Künstler sein Schaffen immerhin in grossformatigen Fotografien selber dokumentiert. Die zweite Werkgruppe der Ausstellung stammt von Hans Hürlimann, dem pensionierten kaufmännischen Angestellten aus Gossau. Er hat sich über Jahre hinweg mit der ersten Weltumsegelung durch Magellan sowie den Entdeckungsreisen durch Christopher Kolumbus und Vasco da Gama beschäftigt. Diese Abenteuer hat er in 21 Ölbildern mitsamt zugehörigen Beschreibungen dargestellt, sie mit reich verzierten, selbst geschnitzten Holzrahmen umgeben und ihnen zum Schutz hölzerne Koffer gezimmert. Wie Kummer und Hürlimann haben sich zahlreiche weitere Aussenseiter-Künstler das Reisen zum Thema gemacht. Die untergehende Titanic wurde dabei oft abgebildet. Und schliesslich wird auch die letzte grosse Reise thematisiert: in einer vielteiligen Beerdigung von Ulrich Bleiker (1914-1994). (sab)



Museum im Lagerhaus, bis 10. Juli, Di-So, 14-17 Uhr.

AB AUF DIE ALP

Franz Anton Haim wäre dieses Jahr 175 Jahre alt geworden. Das Museum Appenzell schenkt ihm deshalb eine Ausstellung. Der bedeutendste Innerrhoder Bauernmaler sei er gewesen, ja sogar der «originellste Ostschweizer Künstler des 19. Jahrhunderts». So heisst es auf der Einladung. Das Besondere an seiner Arbeit ist auf jeden Fall, dass Franz Anton Haim zu seiner Zeit - als die naive Bauernkunst allmählich chic wurde - der einzige der bekannten Bauernmaler war, der sein Geld als selbstständiger Bauer verdiente. Am liebsten malte er Alpfahrten. In die Hügel über den grossen Hauptfiguren, den zur Alp fahrenden Sennen und Tieren, malte er klitzeklein, aber detailgetreu alle möglichen Szenen des bäuerlichen Lebens: Bäume werden gefällt, Grempler führen ihre Saumpferde, Jäger gehen auf die Pirsch, die Mutter holt Wasser am Brunnen, der Vater steht mit dem kleinen Bub vor dem Haus und beobachtet den Alpzug. Manchmal hat Haim seine Nebenfiguren auch zu Hauptfiguren gemacht: das Schellenschütten zum Beispiel, das Holzen, eine Jagdszene oder drei Sennen beim Jassen. Und zu Höchstleistungen beflügelten den Maler mit grosser Liebe zum Detail immer Auftragsarbeiten, auf denen der Besitzer sein Haus bis in den Winkel exakt abgebildet haben wollte, bis hin zu den Spitzenvorhängen und der Katze auf der Holzbank. (sab)



Museum Appenzell, bis 11. September, täglich 10-12 Uhr, 14-17 Uhr.

«DÄ BOMM TUÄTS SCHO!»

Wider den Kommerz: Bereits zum zehnten Mal lädt der Verein «Kultur onderem Bomm» kostenlos in den Stadtpark zur Gardenparty. Zu den Klängen von Migou, Paul Camilleri, The Poets und Red Cube können am 4. Juni auch die eigenen Würste mit auf den Festivalgrill gelegt werden. **von Richard Zöllig**

Es gibt Signete, die bleiben länger in den Köpfen als andere. Der verkrümmte Baum mit den knorrigen Wurzeln von «Kultur onderem Bomm» erinnert auf den ersten Blick zwar an eine Savanne im afrikanischen Hochland. Entstanden ist dieses Logo aber in St. Gallen. Und so richtig in die Erinnerung gebrannt hat es sich damals bei den ersten OpenAirs in Abtwil und später im Sittertobel. Sponsoren traten da (wenn überhaupt) diskret im Hintergrund in Erscheinung, die Marketingabteilungen mussten sich nicht Jahr für Jahr neue Gags einfallen lassen, und das Bier wurde (in Büchsen, Flaschen oder Fässern) von Hand auf das Festivalgelände geschleppt, wo der Verkauf von Alkohol noch verboten war.

Ostschweizer Musikförderung

«Dä Bomm tuäts scho!», schien dann auch die Devise der damaligen OpenAir-Veranstalter. Jahr für Jahr wurde das Programm unter den Ästen des Baumes auf die Plakate gedruckt. Die Plastik-Joghurt-Löffeli, die es beim Kauf einer Eintrittskarte gab, waren mit dem Baum versehen, er war auf den Armbändeln, und rezyklierbare Trinkbecher mit dem «Kultur-onderem-Bomm-Signet» stehen heute in manchen Sammlerstuben.

In den achtziger Jahren änderte sich der Zeitgeist. Die Love- und Peace-Bewegung der Sechziger und Siebziger wurde von den kommerziellen Geistern entdeckt und unter den schatten- und Müssiggang-spendenden Ästen weggefegt. Sponsoren forderten klar erkennbare Gegenwerte für ihre Beteiligungen, und nicht alle im wachsenden Festivalzirkus mochten diesem Geist huldigen. In St.Gallen führten unter anderem solche Fragen zur Spaltung des Vereins, der bis dahin die OpenAirs veranstaltet hatte. Auf der einen Seite gab es jene Leute, die das Festival im Sittertobel auch unter geänderten marktwirtschaftlichen Prämissen (nahezu) Jahr für Jahr zum Publikumserfolg führten. Auf der anderen jene, die sich stärker für die Förderung des regionalen Musikschaffens einsetzen wollten. Letztere, mit OpenAir-Gründer Gagi Geiger, schnappten sich kurzerhand das erprobte Logo und gründeten den Verein «Kultur onderem Bomm». Und weil es zum Signet auch eine gut gefüllte Kasse mit auf den Weg gab, ist «Kultur onderem Bomm» auch heute, 22 Jahre nach der Gründung, eine wichtige Adresse in der Ostschweizer Musikförderung geblieben. Bands, die ein spezielles Projekt vorbereiten, können um Unterstützung nachfragen, es werden auch Defizitgarantien gewährt.

Zehnte Gardenparty

Einmal im Jahr geht «Kultur onderem Bomm» auch unter die Veranstalter. 2005 findet die «Garden Party» im St. Galler Stadtpark bereits zum zehnten Mal statt. Dem alles verschlingenden Kommerz wird weiterhin zurückhaltend begegnet. Der Eintritt ist gratis, auch Sponsoren werden «ganz bewusst nicht gesucht», wie Michael Schober vom OK der Garden Party sagt. «Unser Ziel ist es trotzdem, den Bands einen professionellen Auftritt mit perfektem Klang auf einer schönen Bühne zu ermöglichen.»

Das lassen sich die Veranstalter jedes Jahr auch etwas kosten. Ihnen geht es um Familientauglichkeit, um einen spannenden Anlass mit starker regionaler Musik. «Wer will», sagt Michael Schober, «kann die Wurst von zu Hause mitbringen und sie bei uns auf den Grill legen.» Am meisten Freude hätten die Veranstalter, wenn die Garden Party von Leuten aus allen Schichten und Generationen besucht würde. Schober sagt es so: «Bei uns können Familien mit Kindern Musik geniessen, alle Rock- und Popbegeisterten, aber auch die Generation der Grosseltern ist willkommen.» Ein fröhliches Crossover halt unter dem Zeichen des «Bomms», dieses Jahr um 15 Uhr mit Migou (Gallus-Pop in allen Variationen), um 16.30 Uhr mit Paul Camilleri (New York Blues), um 18.30 Uhr mit The Poets (treibende Rocksongs und ergreifende Balladen aus St.Margrethen) und um 19.30 Uhr mit Red Cube (bekannte Partyband aus St.Gallen, die ihre Musik als «daweissmanwasmanhat»-Rock bezeichnet). Welcher Ort würde dazu besser passen als der Stadtpark in St.Gallen, wo einzelne Bäume auch so aussehen, als wären sie im afrikanischen Hochland gewachsen?

Garden-Party. Samstag, 4. Juni, ab 15 Uhr, Stadtpark St.Gallen.

FORWARD

COMPOSITIONS DE FEMMES IN DER TONHALLE

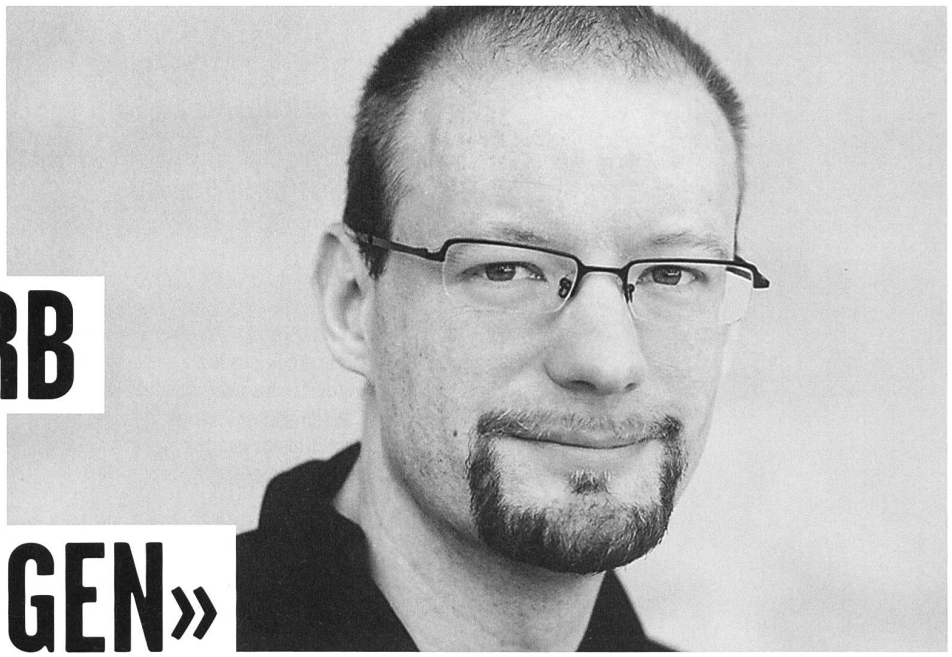
Und wo sind die Frauen? Das hat sich etwa die Städtische Wessenberg-Galerie in Konstanz kürzlich gefragt und zeigt derzeit eine Ausstellung zur kaum bekannten Kunst von Frauen rund um den Bodensee. Oder im vorliegenden Heft schreibt Anja Suter über die Männerlastigkeit in der Schweizer Musikszene. Die künstlerisch tätige Frau als Exotin bleibt ein Thema. In der klassischen Musik gibt es unzählige weibliche Stars. Sie sind Sängerinnen, Geigerinnen, Pianistinnen oder andere Instrumentalistinnen. Aber kaum jemand kann aus dem Stegreif eine Komponistin nennen. Höchste Zeit, deren Werke unter die Leute zu bringen. Das hat sich die in Basel lebende Mezzosopranistin Mona Somm gesagt und den quer durch die Schweiz reisenden Konzertabend «Compositions de Femmes» zusammengestellt. Dass hier keine bekannten Hits gespielt werden, nimmt der Untertitel gleich vorweg: «Raritäten in Erstaufführungen». Seit der ersten bekannten Komponistin, der Mystikerin, Schriftstellerin und Äbtissin Hildegard von Bingen (1089-1179) sind mehrere tausend komponierende Frauen aufgetreten, und zwar nicht etwa bloss von kleinen Klavierstücken oder kurzen Liedern. Für den Konzertabend hat Mona Somm die zwei Komponistinnen Lili Boulanger (1893-1918) und Rosy Wertheim (1888-1949) ausgesucht. Sie teilen die Orientierung an der Harmonik und Klangbehandlung der französischen Impressionisten. Lili Boulanger ist als grosse Hoffnung in die französische Musikgeschichte eingegangen: erst 19-jährig wurde sie als erste Frau mit dem Grand Prix de Rome ausgezeichnet. Sie verstarb aber nur fünf Jahre später an einer Lungenentzündung. Die Musik der Holländerin Rosy Wertheim – als Frau und Jüdin zweifach eine Aussenseiterin – wurde kaum verlegt und ist ausserhalb Hollands mit grosser Wahrscheinlichkeit bisher nicht aufgeführt worden. Gemeinsam mit dem Amar Quartet, mit Eric Machanic am Klavier und dem Flötisten Boris Previsic stellt Mona Somm das Wirken der zwei Komponistinnen nun auch in St.Gallen einen Abend lang gebührend in den Mittelpunkt. **(sob)**

Compositions de Femmes. Mit Mona Somm, Gesang; Eric Machanic Piano» Boris Previsic, Flöte und dem Amar Quartet, Sonntag, 12. Juni, 17 Uhr, Tonhalle St.Gallen.

ANTICON-GRÜNDER SOLE IN DER GRABENHALLE

Das amerikanische Playboy-Magazin feierte: «Auf seinem zweiten Album Selling Live Water lässt Sole über schleichende Beats ein Bombardement von Wörtern los. Ohne Posen. Das ist die Zukunft von Hip-Hop.» 1999 zog Sole aus, weg vom verregneten Portland/Maine im Mini-Van quer durch den Mittleren Westen nach Oakland/Kalifornien, dorthin, wo in den 60Jahren die Black Panthers gegründet worden waren, zuvor die Hells Angels, die Beatniks, die Hippies. Dort gründete er das Label Anticon. Seither ballern die Anticon-Künstler WHY?, Themselves, Doseone und Sole fast ununterbrochen Long-Player hinaus in die Welt. Stilistisch geht das von Folk über Abstract zu Hip-Hop zu Spokenword zu Pop. Letzteres in der aktuellen Anticon/Alien-Transistor-Verbindung – dem gemeinsamen Album «13&God» von The Notwist aus Weilheim und der Anticon-Band Themselves. Oder es kumuliert in dem DJ Krush-Epos «Song For John Walker» – selten war Rapmusik experimenteller und dennoch von solch unbändiger Wucht. Nach bereits mehreren Gastspielen in Bern (Dachstock), Zürich (Rote Fabrik/Bogen 13/Bosch Bar) und Genf (L Usine) kommt nun am 8.Juni mit Sole zum ersten Mal ein Anticon-Künstler nach St.Gallen. Sole hat soeben seinen dritten Longplayer veröffentlicht: «Live from Rome». Die Kritiker halten sich eher zurück, zu sehr steht das Werk im Schatten des grossartigen «Selling Live Water», über das The Rolling Stone Magazine schrieb: «Wütend und ausgelassend attackiert er sein Scheiss-Land über Beats und Loops, die nach Portishead in Bestform klingen.» Das wird ein grosser Abend in der Grabenhalle. Die Einflüsse des zurzeit in Barcelona lebenden Sole werden die Ohren zittern lassen: Bob Dylan umarmt Ice Cube. David Koresh tanzt mit Noam Chomsky. DJ Krush hockt in der ersten Reihe und klatscht begeistert Beifall, katalanische Anarchistinnen bestellen sich ein Bier an der Bar und stossen an mit The Pixies. Deren Ex-Produzent nämlich, so sagen Gerüchte, trommle in der Live-Band, mit der Sole die Grabenhalle besuchen wird. **Daniel Ryser**

Anticon-Night Mit Sole, Pedestrian and Telephone Jim Jesus, Mittwoch, 8.Juni, 20 Uhr, Grabenhalle St.Gallen



Der aus dem Ruhrgebiet stammende Jan Demuth ist seit dieser Saison Dramaturg am Theater St.Gallen.

«WASCHKORB VOLLER EINSENDUNGEN»

Nach den Operntagen und den Musicaltagen nun die Autorentage. Das Theater St.Gallen dreht weiter an der Eventmühle. Würde man glauben. Doch Dramaturg Jan Demuth schüttelt ein paar triftige Gründe für den Anlass aus dem Armel. Verspricht einen spannenden Stücke-Wettbewerb. Und richtet eine freundliche Einladung an die lokalen Schreibenden. **von Kaspar Surber**

Jan Demuth, am Wochenende vom 25./26. Juni lädt das Theater zu den ersten St.Galler Autorentagen. Als Höhepunkt wird aus einem Wettbewerb mit 109 Einsendungen ein Siegerstück gekürt. Welche Absichten verfolgen Sie damit?
Zugegeben, im deutschen Sprachraum gibt es bereits zahlreiche Stücketage und -wettbewerbe. Wir wollen aber bewusst an diese Tradition anknüpfen und sie weiterziehen: Zum einen haben sich in den letzten Jahren zahlreiche moderne AutorInnen, etwa Sybille Berg oder Theresia Walder, an unseren Bühnen etablieren können. Zum anderen wird trotz dieser Erfolge und ganz im Gegenteil zum angelsächsischen Raum, eine extensive Klassikerpflege betrieben. Noch immer geht die Ausrede um, es gebe viele neue Stücke, aber keine guten. Dem wollen wir entgegenhalten.

Und dazu braucht es tatsächlich einen Wettbewerb? Vom vormaligen Schauspieldirektor Peter Schweiger hiess es, dass er alle zugesandten Stücke gelesen hat. Und einige auch tatsächlich auf die Bühne brachte, etwa von Lukas Holliger.
Beim Spähen nach Nachwuchs gibt es verschiedene Ansätze. Unsere Ausschreibung ist spielplantechnisch sicher vorsichtig: Sie ist mit einem Preis von 10 000 Franken dotiert, wir sind nicht zu einer Uraufführung verpflichtet. Aber sie erzielt wohl eine grössere Breitenwirkung, nicht zuletzt, weil der Wettbewerb für alle Altersklassen offen ist. Auch wenn wir gespannt sind auf die Werke der Mittzwanziger, soll «je jünger, je besser» nicht gelten. Wir bezwecken eine Unterstützung aller Schreibenden.

Apropos Breitenwirkung - welchen Radius zog die Ausschreibung, woher stammen die 109 eingereichten Stücke?
Aus dem gesamten deutschsprachigen Raum. Der Löwenanteil stammt aus Berlin, die Schweizer und Österreicher, exakter die Zürcher und Wiener Beiträge, sind dagegen in der Minderzahl.

Können Sie auch verraten, worum sich die Stücke drehen?
Worum genau noch nicht. Aber im allgemeinen kann positiv vermerkt werden: Die Stücke sind weniger privat, drehen sich nicht mehr wie bei der Generation Golf ausschliesslich um die Beziehungen von Dreissigjährigen. Angesichts der Kriegserfahrung der letzten Jahre im nahen Osten und im Irak sowie des Protestes dagegen scheint das Interesse an übergreifenden gesellschaftlichen Themen, an einer überindividuellen Aussage gestiegen. Die Stücke behandeln Machtstrukturen und -gefälle, aber auch historische Stoffe. Die Ausführung selbst ist allerdings nicht immer gelungen: Negativ fällt etwa auf, dass die Politik häufig nur Versatzstück bleibt und so ungewollt dem Zynismus verfällt. Wie in den Massenmedien taucht sie als Schockeffekt auf. Dabei sollte das Theater ja gerade für die individuelle Empfindung sensiblisieren.

Wie wird der Entscheid über das beste Stück gefällt?
Es ist uns gelungen, eine versierte Jury zusammenzustellen: Dazu gehören vielgespielte Autoren wie Joshua Sobol, Peter Turrini oder Lutz Hübner, aber auch die Konstanzer Intendantin Dagmar Schlingmann und Petra Thöring, Jurorin des Kleist-Förderpreis in Frankfurt/Oder. Den Vorsitz übernimmt der St.Galler Schauspielchef Joseph Köpplinger. An den Autorentagen trägt das Schauspielensemble acht ausgewählte Stücke vor. Anschliessend berät sich die Jury. Notabene nicht wie anderswo in einer öffentlichen Sitzung. Das Interesse des Publikums soll sich auf die Stücke, nicht auf den Hahnenkampf der Juroren richten.

Der Wettbewerb soll also eine öffentliche Wirkung haben.
Ja, die Autorentage sollen zu einem Literaturfest für die hiesige Bevölkerung werden. So wird auch ein Publikumspreis vergeben, wer kommt, stimmt mit ab. Nach dem Wettbewerb gibt es auf der Freilichtbühne im Stadtpark eine lange Lesenacht unter dem Titel «St.Gallen und der Rest der Welt». Hierfür können Schreibende aus der Region bis am 15. Juni Texte ans Theater schicken - wir hoffen auf einen Waschkorb voll Einsendungen. Und damit auf noch mehr Breitenwirkung.

Ein Festspiel im nächsten Sommer, Musicaltage, Operntage, nun die Autorentage, inkl. Sponsor Ortsbürgergemeinde, welche den

Preis stiftet. Dreht das Theater mit dem Anlass nicht einfach weiter an der Eventmühle?
Alle Stadttheater befinden sich im Moment im Umbruch. Das Publikum lässt sich nicht mehr über fixe Abos binden, es entscheidet spontan, wo es abends hingeht. Meiner Meinung nach machen solche aussergewöhnlichen Ereignisse wie die Autorentage, die nur alle zwei Jahre stattfinden, eher auf den Repertoirebetrieb aufmerksam, wecken also die Lust am Theater.

1. St.Galler Autorentage. Fr, 24. Juni, 20 Uhr: Öffentliche Pressekonferenz, Stadthaus der Ortsbürgergemeinde. Sa, 25. Juni, 14 Uhr: Wettbewerbsfinale, Foyer Theater. 22.30 Uhr: Lange Lesenacht, Freilichtbühne Stadtpark. So, 26. Juni, 11 Uhr: Sonntagsmatinee, Peter Turrini liest «Die Eröffnung». 12:30 Uhr: Vergabe von Publikums- und Jurypreis. Einsendungen für die lange Lesenacht: Theater St.Gallen, z.H. Jan Demuth, Museumstr. 24, 9004 St.Gallen.

HERR LEHMANNS JUGEND

In seinem Debutroman hat Sven Regener die Figur des Herrn Lehmann geschaffen, eines Mannes, der nichts Spektakuläres an sich hat und den man gerade dafür so sehr mag. Aber auch Herr Lehmann muss eine Geschichte haben, eine Vergangenheit, das ist klar. Schliesslich kann er nicht immer schon Herr Lehmann gewesen sein und in einer Kneipe in Berlin gearbeitet haben. In seinem zweiten Buch «Neue Vahr Süd» erzählt Sven Regener diese Geschichte: Frank Lehmann ist zwanzig und muss zur Bundeswehr, weil er es verpasst hat zu verweigern. Er zieht mit alten Freunden in eine total chaotische Wohngemeinschaft, in der nichts funktioniert, auch die Freundschaft nicht. Beinahe 600 Seiten lang kann man Frank Lehmanns Leben zwischen Bundeswehr und Wohngemeinschaft verfolgen. Das Buch lebt nicht von der Handlung. Es lebt viel mehr von der Art, wie Regener das Wenige, was geschieht, beschreibt. Es ist nicht die klare, direkte Sprache, die ihm liegt, sondern es sind «die verschachtelten Sätze, all das, was man eigentlich nicht darf», hat Sven Regener in einem Interview mit der FAZ gesagt. «Im Schulaufsatz käme da sofort der Kommentar: Das geht auch anders, Freund, lies doch mal Hemingway.» Gerade mit dieser verschachtelten Sprache gestaltet er aber so wunderschöne und humorvolle Dialoge, dass sich in St.Gallen drei Leute zusammengefunden haben, die das Buch als «szenische Lesung» inszenieren, mit dem Titel: «Eigentlich sollte man noch etwas über Herrn Lehmanns Jugend wissen ...». Diana Dengler und Marcus Schäfer, beide Schauspieler am Theater St.Gallen, sowie der Musiker Willi Häne werden die Figuren aus Sven Regeners Roman

zu Leben erwecken. Wer zur Lesung geht, wird nicht nur etwas zu hören, sondern auch einiges zu sehen bekommen. Keine monotone Lesung ab Blatt bieten die «drei am Tisch». Sie schlüpfen in die Rollen aus Regeners Roman und erzählen so aus Frank Lehmanns Alltag. Zwischen und während den einzelnen Szenen singen und spielen sie Lieder von Regeners Band «Element of Crime», um der Alltagsprosa einen Soundtrack zu verpassen. **Bettina Surber**

Restaurant Engel, Di, 7. Juni, 21 Uhr. Grabenhalle, Do, 16. Juni, 20 Uhr, anschliessend Disco mit Regener-Liedern.

EGLIS STADTPARK

Bald ist er da, der Sommer, mit ihm die lauen Nächte, und der Stadtpark wird auch abends wieder in Beschlag genommen. Zum Glück, so klingts unterdessen bereits von der Leitung, mangelte es dem Theater St.Gallen immer wieder an Raum, und Philipp Egli kam auf die Idee, mit seinen Tänzerinnen und Tänzern ausser Haus nach Spielplätzen zu suchen. «Aus der Raumnot ist ein kreatives Moment geworden», heisst es etwa im Spielplan des Theaters. Der neue Raum wurde jeweils auch inhaltlich in den Tanz einbezogen. Damals etwa das Ambiente der Velowerkstatt: Arbeitstische, Werkbank, Ersatzteile. Das Thema der Aufführung war Arbeitslosigkeit und Vereinsamung. Bereits zum dritten mal ziehts Philipp Egli nun sommers in den Stadtpark. Als Ausgangspunkt für die tänzerischen Darbietungen hat er Musik von Maurice Ravel ausgewählt, dem grossen Franzosen, der gern als «Spanischster aller spanischen Musiker» bezeichnet wird - ein guter Soundtracks für die Sommernacht unter freiem Himmel also. **(sb)**

Stadtpark St.Gallen. Mi, 1.,Premiere, Do, 2., So, 5., Mo, 6., Di, 7., Do, 9., Di, 14., Do, 16., Fr, 17., Mi, 22., Do, 23., Sa, 25., Mo, 27., Di, 28. Juni, jeweils 20 Uhr. www.theaterstgallen.ch

«GEDINGST» IN SALZBURG

Nach Ulrich Seidls «Jesus, du weisst» läuft im Kinok ein weiterer Film, den es ohne den österreichischen Katholizismus nicht gäbe. «Silentium» mit Josef Hader ist aber eher ein schräges Vergnügen. **von Andreas Kneubühler**

In sechs Kriminalromanen liess der österreichische Autor Wolf Hass seinen Fahnder Simon Brenner auftreten und holte dafür gleich zweimal den deutschen Krimipreis ab. Das besondere an den Büchern sind nicht die Plots. Wer der Täter ist und ob der überhaupt gefasst wird, ist weitgehend nebensächlich. Haas wendet einen sprachlich raffinierten Dreh an. Er schreibt die Story wie von einem Dritten erzählt und zwar von einem, der nicht grad zu den sprachmächtigsten Zeitgenossen unter der Sonne zählt. Das tönt dann so: «Silentium! hier, Silentium! da. Und ich muss sagen, vollstes Verständnis, weil in einer Bubenschule musst du natürlich immer furchtbar aufpassen, dass dir der Lärm nicht vollkommen über den Kopf wächst, da ist ein Geschrei den ganzen Tag, da könnte es dir als Erzieher leicht passieren, dass du einmal entnervt in so einen Lärmhaufen hineinschiesst, und vor lauter Pausengeschrei hörst du dein eigenes Maschinengewehr nicht.»

Bröckelnde Fassade

Natürlich kann man diesen Sound nicht verfilmen. Der österreichische Regisseur Wolfgang Murnberger macht es trotzdem. Nach «Komm, süsser Tod» bringt er mit «Silentium» bereits den zweiten Haas-Krimi auf die Leinwand. Langsam kommt er der Sache näher. Der erste Versuch war deutlich zu konventionell angelegt und eigentlich nur für Brenner-Fans ein Genuss, die sich nach dem Buch auch noch die Bebilderung zu Gemüte führen wollten. Da verspricht «Silentium» wesentlich mehr. Das liegt auch am Schauplatz: Die Mozart- und Festivalstadt Salzburg mit ihren Zuckerbäckerfassaden und der bigotten Geldschefflerei hinter den Kulissen. Der Film startet wie ein richtiger Krimi. Ein Kerl, gefesselt und mit Plastiksack auf dem Kopf, wird von zwei Schlägertypen vor einen Abgrund gezerrt. Sack weg, ein Stoss, und der unfreiwillig Sprung vom Salzburger Aussichtpunkt Mönchsberg direkt hinunter aufs Dach des Festspielhauses lanciert eine Geschichte, in der sich sexueller Missbrauch im katholischen Internat «Marianum» mit Frauenhandel und der grenzenlosen Servilität gegenüber etwas pervers veranlagten Opernstars mischen.

Zwischen den Genres

Das Drehbuch haben sich Regisseur, Autor und Hauptdarsteller gemeinsam vorgenommen. Und das ist spürbar. Irgendwie kann sich der Film nicht so recht entscheiden, was er sein will: Die Bebilderung eines Haas-Romans? Das würde wohl nur mit einer extensiv eingesetzten Erzählstimme funktio-

nieren. Ein Sittengemälde? Dafür sind die Nebenfiguren zu wenig ausgeleuchtet. Ein harter Krimi? Dafür ist wiederum die Geschichte zu wenig stringent erzählt, es fehlt nur schon der klare Wille des Fahnders, irgendetwas wirklich aufzuklären.
Aber im Ganzen gesehen laviert das Trio nicht schlecht zwischen den Genres. Dass «Silentium» funktioniert, liegt aber vor allem an den Schauspielern. Den salbungsvollen Sportpräfekten und kirchlichen Oberzuhälter gibt der deutsche Joachim Kròl («Reise nach Inari»). Den Opernregisseur spielt Christoph Schlingensief – mehr oder weniger als sich selber. Und den Simon Brenner verkörpert Josef Hader. Der Kabarettist und Chefmelancholiker mit Klosterschüler-Vergangenheit spielt einen zum «Sandler» heruntergekommenen Ex-Polizisten, antriebslos bewegt er sich von einem abscheulichen Verbrechen zum anderen – von Salzburg nach Petting und wieder zurück – und schafft mehr taumelnd als agierend schliesslich doch noch halbwegs eine Klärung des Falls.

Realität in St.Pölten

«Silentium» ist keine Abrechnung mit dem katholischen Milieu, auch wenn sich der Stoff angeboten hätte und der Plot mit der Ermordung des früheren Klosterschülers startet, der einen Bischof beschuldigt, ihn «gedingst» zu haben: «Weil sonst hat der Priester immer nur Brot in Fleisch und Wein in Blut verwandelt, aber jetzt hat sich die enge Priesterunterhose in ein Segelschiff verwandelt, praktisch Atlantiküberquerung.» Die Realität hatte bei diesem Thema die Fiktion sowieso überholt: Als der Film in Österreich lief, machte grad das als «Pornoseminar» titulierte Konvikt von St.Pölten Schlagzeilen.
Die Krimi-Groteske zielt eher in Richtung von Luis Buñuels «Der diskrete Charme der Bourgeoisie», auch wenn man diesen Vergleich nicht zu weit treiben sollte. Die Demaskierung der aufgeblasenen oberen Gesellschaftsschicht von Salzburg, berauscht von der eigenen Wichtigkeit und in Vetternwirtschaft verbandelt, erinnert an die Karikaturen von Manfred Deix. Schön hässlich und darum vergnüglich anzuschauen.

KLAPPE

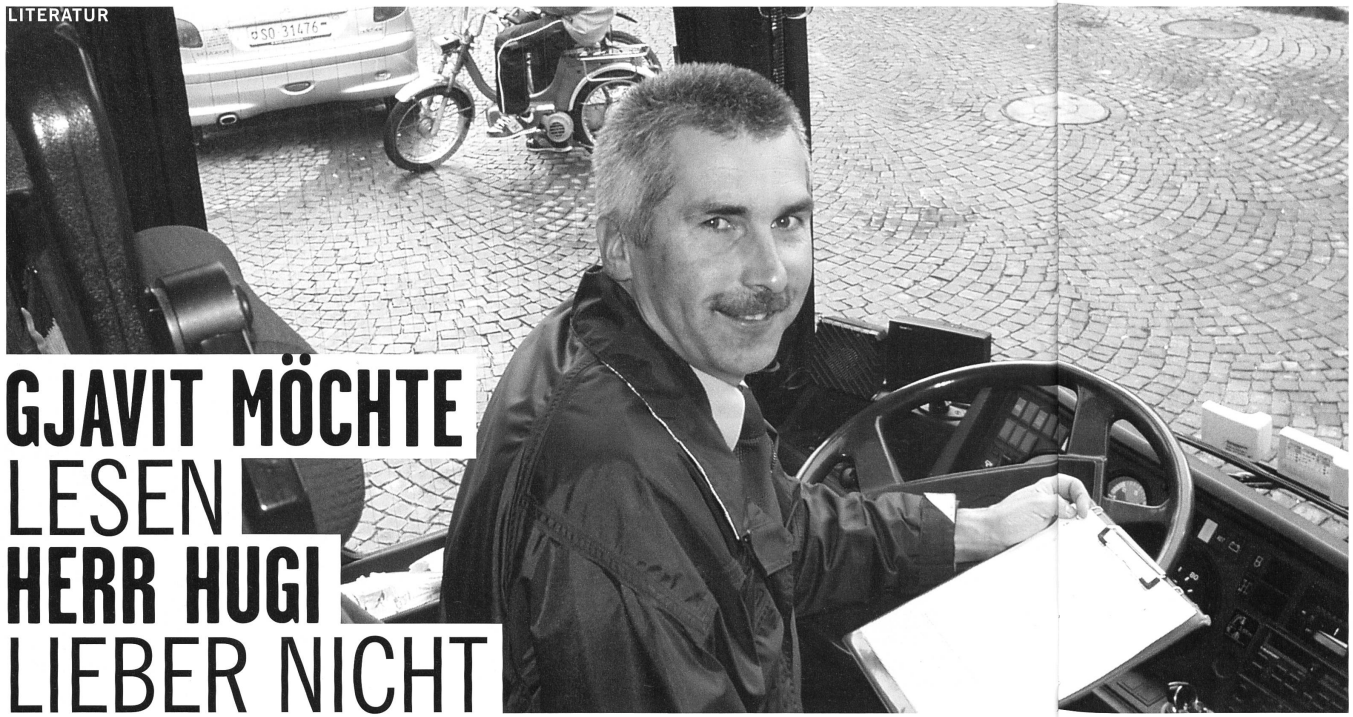
DOUBLEUSF, WORT UM WORT, SCHRITT UM SCHRITT.

Die indische Organisation «Ekta Parishad» (Solidarischer Bund) ist von Mahatma Gandhis gewaltlosem Widerstand inspiriert und setzt sich kompromisslos für die Rechte der Armen ein. Sie spielt eine herausragende Rolle unter den sozialen Bewegungen und NGOs, die in Indiens kultureller Vielfalt als Reaktion auf die sozialen Probleme entstanden sind. Rund 300 AktivistInnen arbeiten für «Ekta Parishad»; ihre Arbeit fokussiert auf Interventionen und Mobilisierungsaktionen gegen Machtmissbrauch wie beispielsweise die Nichtbeachtung von gesetzlich verbrieften Landrechten, Korruption, Betrug, Zwangsarbeit und die Unterdrückung von Frauen. Die Aktivistinnen und Aktivisten stammen selbst grösstenteils aus den Bevölkerungsgruppen, für die sie sich engagieren, und sind deshalb mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gegebenheiten ihres Umfeldes bestens vertraut. Sie werden von zahllosen Dorfbewohnerinnen und -bewohnern unterstützt, vor allem von Frauen. Ihr Einsatz für das Wohlergehen ihrer Familien, für die Schaffung einer unabhängigen wirtschaftlichen Basis durch Frauenspargruppen, für gemeinschaftliche Landwirtschaftsprojekte und im Kampf gegen den Alkoholismus ist in unmittelbarem Interesse ihrer Familien und setzt ungeheure Kreativität und Engagement frei. Wie «Ekta Parishad» vorging, um 60 Urwalddörfer vor dem Untergang zu retten, zeigt der Film «Wort um Wort, Schritt um Schritt» von Jan Gassmann. Die Dörfer sollten einem Tigerpark weichen, den der indische Staat gemeinsam mit der Weltbank geplant hatte. Dank des geschickten Einsatzes von «Ekta Parishads» erhielten die Waldbewohner Papiere für ihre Grundstücke und konnten in ihren Dörfern bleiben. Der zweite Film «doubleusf», den Jan Gassmann in Zusammenarbeit mit Thomas Jörg am Sozialforum 2004 in Bombay drehte, bietet Einblicke in die indische Basisarbeit und deren internationale Vernetzungen. Beide Filme werden am 19. Juni um 15.00 Uhr einmalig gezeigt. Die Vorführungen werden mit einer Einführung, Musikeinlagen, Gedankenaustausch und Fair-Trade-Produkten ergänzt. (sm)

NICOLAS BOUVIER - 22 HOSPITAL STREET.

«Ich sass in einem Café am Stadtrand von Zagreb, nicht gehetzt, ein Glas gespritzten Weisswein vor mir. Ich sah zu, wie der Abend herabsank, wie eine Fabrik sich leerte, wie ein Begräbnis vorbeizog – blosse Füsse, schwarze Kopftücher, Messingkreuze. Zwei Häher zankten sich im Laub einer Linde. Staubbedeckt, eine angebissene Paprika in der Rechten, lauschte ich, wie tief in mir der Tag fröhlich einstürzte wie eine Felswand. Ich streckte mich, zog literweise Luft ein. Ich dachte an die sprichwörtlichen neun Leben der Katze und hatte das deutliche Gefühl, in das zweite einzutreten.» Christof Kühns Dokumentarfilm bietet eine gute Gelegenheit, den Genfer Reiseschriftsteller und Fotografen Nicolas Bouvier zu entdecken, der diese wunderbaren Zeilen schrieb. 1952 bricht Bouvier mit seinem Freund, dem Kunstmaler Thierry Vernet, auf eine abenteuerliche Reise auf. Die beiden fahren in einem Fiat Topolino durch den Balkan, die Türkei, den Iran und halb Asien, bis sie schliesslich in Galle, einer kleinen Stadt im damaligen Ceylon (Sri Lanka), landen, wo Thierry Vernet seine Verlobte Floristelle trifft. Während das Paar in die Schweiz heimkehrt, bleibt Bouvier krank und allein in einer Pension zurück. Das Glück, das ihn bisher begleitete, verlässt ihn. Ausgesetzt in einer Stadt, die von Dämonen, Trommlern und Insekten bevölkert scheint, durchlebt der 26-Jährige eine tiefe Lebenskrise. Der Film erkundet die Herausforderungen dieser geheimnisumwitterten Reise, die sich als entscheidende Weichenstellung für Bouviers weiteren Weg erweist und sich zum Ausgangs- und Angelpunkt seiner zentralen Botschaft verdichtet, die Reisen als eine Lektion in Demut definiert. (sm)

Alle Filme laufen im Juni im Kinok. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



GJAVIT MÖCHTE LESEN HERR HUGI LIEBER NICHT

Zwischen Auffahrt und Pfingsten lagen zeitgleich die Solothurner Literaturtage und die «Buch Basel». Der Shuttlebus zwischen den beiden Städten wurde kaum benutzt. Drei Ostschweizerinnen sind mitgefahren – und entdeckten wenig Osten in der Schweizer Literatur, dafür Giraffendornbüsche, Trommelwirbel und eine mit Büchern verbarrikadierte Tür.

von Monika Slamanig

Literatur weitet den Horizont. Fussball auch, findet Herr Hugi, der keine Leseratte ist, aber für die Literatur trotzdem eine wichtige Rolle spielte: als Chauffeur des Shuttlebusses, der Solothurn und Basel miteinander verband. Dass die Busse fast leer blieben, hatte nichts mit ihm zu tun. Dass der FC Basel gegen Thun 4:1 gewann, auch nicht. Aber davon später. Horizonterweiterung, in welcher Form auch immer, tut Not, wie die Zugfahrt von St.Gallen nach Solothurn bestätigt. Ab Winterthur ein einziger Siedlungsdschungel, bis an den Horizont verbaute Nutzungsflächen. Versprächen die Literaturtage mit «Lüge und Verrat» nicht phantastische Höhenflüge, würde ich mit geschlossenen Augen weiterfahren und sie erst in Tarifa wieder öffnen.
«Durch den Wind sei sie, sagt sie. Durch den Wind sei sie überhaupt nicht mehr hinausgekommen, gar nicht mehr, keinen Schritt vor die Tür. (...) Und er wehe beständig. Wehe, sagt sie. Und dass sie gegen den Wind sei und der Wind gegen sie.» (Ulrike Ulrich)

Im Osten nur Wurzeln

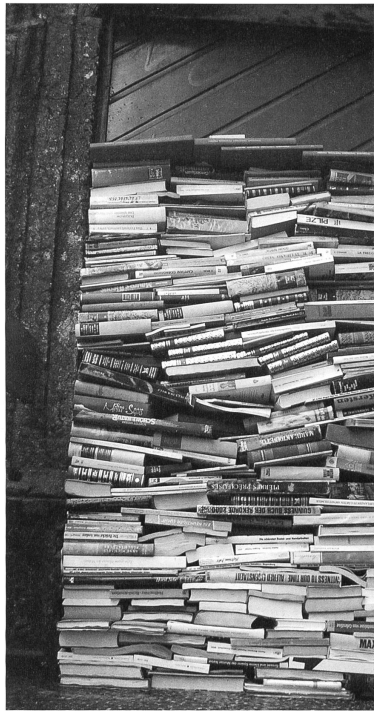
Die 27. Solothurner Literaturtage spielen sich in gewohnt wohltuender Manier ab. Man pendelt zwischen Landhaus und Restaurant Kreuz, blättert beim «Milki» (Milchkaffee im Glas) im roten Programmheft und versucht, eine rasche Auswahl zu treffen. Die Lesungen finden im Dreiviertelstundentakt statt, und im sakralen Leseraum will man nicht durch verspätetes Eindringen Unmut erregen. Es haben sich wieder viele eingefunden, die in der Literaturszene einen Namen haben oder gerne hätten. Wo sonst höckelt man in der gleichen Beiz wie Franz Hohler, Terézia Mora oder Ruth Schweikert, im Saal auf dem Stuhl neben Peter Bichsel? Dieses anheimelnde Gefühl, alte Bekannte zu sehen, die man, woher bloss wieder, kennt.
«Afe zersch mou schnäu richtig sälü säge. So, i säge sälu zäme, sägeni, oder sälü mitenang oder süsch sägi sälü Susi, sälü Sophie, sälü Simi, sälü Sepp, sälü auersysts – und grüess ech oder Grüessgott oder so.» (Pedro Lenz)
Die halbe Welt liest in Solothurn, spanischsprachige Länder sind vertreten, Deutschland, die Süd-, Nord- und Westschweiz. Die wenigen Alibi-Ostschweizer – Felix Philipp Ingold und Frank Heer zum Beispiel – haben im Osten nur noch ihre Wurzeln. Warum bloss wandern alle nach Zürich oder New York ab? Unsere Gegend wäre doch eine ideale Startbahn für literarische Höhenflüge: mit dem schwäbischen Meer, das an die Voralpenhügel schwappt, dem offenen Horizont über das deutsche Ufer und die Voralberger Alpen hinweg, der kulturpolitischen Welle, die sich von St. Gallen aus in alle Richtungen ausdehnt – und zur Not dem Flugplatz Altenrhein.
«Es klingt kompliziert, was ich geschrieben habe. Wenn man es aber ganz durchliest, wird man es verstehen.» (Frank Heer vor der Lesung aus seinem Roman «Flammender Grund»)

Elefanten am Rhein

Am ersten Tag, nach Frank Heer und Urs Faes, haben wir drei Ostschweizerinnen fürs Erste genug. Wo sind die Höhenflüge? Versuchen wir es also am Rhein. Denn das ist sicher neu an Solothurn 2005: der Shuttleservice an die Buch Basel, die zeitgleich stattfindet.
Die Folge spielt sich etwa so ab. Eine Handvoll Fahrgäste lässt sich im Schneider-Reisecar Richtung Norden chauffieren. Die neun Fahrten pro Tag hin und zurück bleiben weitgehend ungenutzt. Markus Hugi, so wohlgemut am Steuer als wären wir auf einer Ferienreise nach Marbella, wundert sich. Was man an einem Literaturfestival überhaupt so mache? Wenn er an seinem freien Tag morgen nach Basel fährt, dann zum Match FCB gegen Thun.
Und doch, wir heben ab. Im Stau vor dem Arisdorf-Tunnel ist weit jenseits der A2, wenn man die Augen zusammenkneift, zuerst nur als Tüpfchen eine Herde afrikanischer Elefanten erkennbar, die zum Wasserloch ziehen. Was für ein Vorzeichen! Wir erreichen das Restaurant Union zur Abenddämmerung – aller Eigentümlichkeiten zum Trotz. Denn an der Klybeckstrasse wuchern Giraffendornbüsche, die Nummernschilder sind vertauscht, das Bier, das die Ureinwohner uns reichen, ist zuckersüss. Beim letzten Trommelwirbel finden wir den Kral der Erzählerinnen und ergeben uns (die eine mehr, die anderen weniger), unter den Büschen kauernd, wie das so üblich ist, ihren Geschichten. Was für eine Nacht, was für ein Hörgenuss! Afrikanische Literatur, übertragen von den betörenden Stimmen professioneller Sprecher und Sprecherinnen, in die man haltlos versinkt, während die Sonne rot glühend über den im Rhein badenden Elefanten untergeht.
«Mein Bildschirm zersplittert. Die Wörter entschwinden. Ich kann mich in diesem Durcheinander nicht wieder finden, mag damit nichts mehr zu tun haben. Ich gebe die Story jetzt aus der Hand.» (Zoë Wicomb)

Gurken für die Polizei

«Nicht schon wieder!», meint meine Kollegin, die Thurgauerin. Doch wer je Zoë Wicomb (Südafrika) von Heidi Maria Glössner oder Yvonne Vera (Zimbabwe) von Anette Herbst vorgelesen bekommen hat, versteht, was ich meine. Bei der Rückfahrt sind wir mit Herrn Hugi auf der Autobahn ganz unter uns. Man möchte auf dieser verlassenen Piste bis nach Gibraltar und weiter reisen, wie gesagt. Aber Herr Hugi muss mit dem Car noch nach Grenchen, die Genossenschafter von der Raiffeisenbank-GV abholen.
In Solothurn spiegelt sich das schummrige Licht aus den Bars in den Pfützen, niemand mehr auf der Gasse. Auf dem Weg zum Mitternachtstrunk im Kreuz blendet uns plötzlich ein Scheinwerfer, der einen Stapel Bücher vor dem Palais Besenval neben dem Landhaus in Szene setzt. «Gjavit möchte lesen ...», steht auf dem Schild. Und: «Jedes Buch möchte Türe sein.» Eine Installation mit Büchern, die sie bei Freunden gesammelt hätten, erklärt Chrigu, die «linke Hand» von Gjavit Aliu. Es ist eine willkürliche Ansammlung, die es nicht ins Landhaus schaffen würde: von «Mauro il Leone», Robin Hood, Bücher über China, Pilze, Marie Antoinette, vier Bände Wissenschaft, Entdeckungen, Abenteuer bis zu Harold Robbins, Victor Hugo und «Der kleine Bär muss Zähne putzen».
Gjavit, ein 32-jähriger Wuschelkopf, von Beruf Gärtner, spricht mit Leidenschaft über seine «Aktionen wider den Leerlauf». Sie sollen irritieren, Menschen verbinden, zum Nachdenken und Diskutieren anregen. Der Aktionskünstler und Chrigu waren in der Hip-Hop- und Rapszene einst Erzfeinde. Heute sind sie Verbündete. «Ich glaube an ihn», sagt Chrigu. Die (illegalen) Aktionen kommen Gjavit oft teuer zu stehen. Das Geld für seine Werke und die Polizeibussen zieht er «aus dem Garten». Mit dieser 18. Aktion will Gjavit, ja, was denn genau? Wir mutmassen lange im Regen über den verborgenen Sinn. Konkret weist der Bücherstapel vor der verbarrikadierten Besenval-Tür auf die Welt, die dahinter liegt: ein französischer Garten an der Aare, der den Kindern des ehemaligen Schulhauses als Spielplatz diente, «bis das Palais im Hinblick auf die zukünftige Seminarmeile an die Credit Suisse verschachert und der Park verschlossen wurde».
«das alter unpässlichkeiten / und hirngespinste spielen / einstimmig zusammen» (Mario Benedetti)



Herr Hügi im Thurgau

Wenn Peter Bichsel am Sonntag die Literaturtage beschliesst, werden Gjavit und Chrigu die Bücher zur freien Verfügung auf den Türschwellen der Solothurner Bevölkerung deponiert haben. Herr Hugi wird künftig wieder häufiger Bluescht- als Literaturfahrten machen. Nächstes Jahr aber, wenn der Einmann-Verlag Martin Wallimann das erste Literaturfestival in Luzern organisiert, wird vielleicht auch die Ostschweiz folgen. Natürlich gleichzeitig mit Solothurn und Basel. Herr Hugi wäre für den kantonsverbindenden Shuttleservice zuständig. Es gäbe Lesungen im Bus, wie die Thurgauerin vorschlägt. Mit Frank Heer zum Beispiel. Dass in seinem Buch viel gekötzelt wird, ist kein Problem. Für solche Fälle hält Herr Hugi Tüten bereit.

900 geburten
7 hebammen
0 ärzte
9323 steinach

artemis
geburtshaus & hebammenpraxis
Steinach | 071 446 10 13 | www.geburtshaus-artemis.ch

Jüdischer Kitsch und andere heimliche Leidenschaften
Identity Shopping, Gott im Detail und die Sehnsucht nach den Dingen des Glücks

29. Mai - 8. Oktober 2005

JÜDISCHES MUSEUM HOHENEMS

Schweizer Straße 5, A-6845 Hohenems, Öffnungszeiten: Di bis So 10 - 17 Uhr, www.jm-hohenems.at
Sponsor des Jahres 2005 - Dornbirner Sparkasse

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

JETZT BEI UNS: DER NEUE ROMAN VON ANDREAS NIEDERMANN: VERFLUCHT SCHÖN. JETZT BEI UNS: DIE NEUEN CD'S VON ETRIT HASLER. UND VON GÖLDIN. UND VIELE ÜBERRASCHUNGEN MEHR!

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps
und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

MEIN FREUND, DER HASE

In Finnland gibt es Orte, die Vittumaisenoja, Läähkimäkuru oder Mikkeli heissen. Es gibt Menschen, die sich Salonsensaari oder Kaikönnen nennen. Und es gibt Vatanen. Vatanen ist ein frustrierter Journalist, und als er eines Tages mit dem Auto einen Hasen anfährt, beschliesst er, sein zukünftiges Leben mit dem Tier und nicht mit seiner grantigen Frau zu verbringen. Mit dem Hasen in der Manteltasche reist Vatanen quer durch Finnland. Immer weiter weg von Frau und Bürostuhl. Vatanen löscht Waldbrände, indem er sich im Bachbett betrinkt, während der Wald um ihn herum niederbrennt. Er rettet Kälber aus dem Moor und erfährt hierbei, dass Präsident Kekkonen vor Jahren durch einen Doppelgänger ersetzt worden ist. Er jagt den Aussenminister samt Gefolgschaft und Gattinnen nackt durch die finnischen Wälder. Der Hase ist stets mit von der Partie, nicht einmal in sowjetischer Gefangenschaft sind die beiden zu trennen.

Arto Paasilinna ist einer der populärsten Autoren Finnlands. Seine Sprache ist still, zurückhaltend, fast schon lakonisch und dennoch urkomisch. Wer «Das Jahr des Hasen» liest, weiss, dass es sich nirgends besser «aussteigen» lässt als in Finnland und dass es keinen treueren Freund geben kann als einen «schwachen, unwissenden Hasen».

Arto Paasilinna: Das Jahr des Hasen. BLT 1999.

DEN LENZ GIBTS WIRKLICH

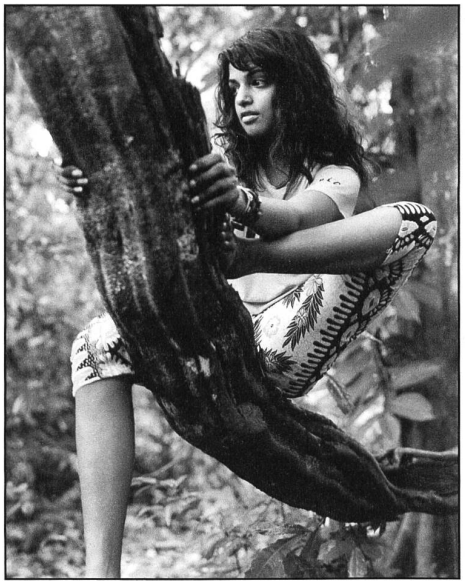
Eine Sammlung von 25 Helden der Provinzliteratur präsentiert uns Pedro Lenz in seinem kleinen Lexikon. Da ist etwa der mehrmals erwähnte Albrecht Zryd, der «Che Guevara vom Kuonisbärgli», der «Wortblitz der Berge», oder Mathilde Ellenberger-Ellenberger, das «weibliche Gegenstück zu Charles Bukowski» aus Langenthal. Und wir lernen den «Meister der Provinznekrologie» kennen, um nicht zu vergessen den verkannten Jodler Alois Flanker mit seinen stets unverstandenen Jodeltexten wie: «Excüsez, aber der Rinderwahn isch für d Fleischbure e gründleche Schyssdräck. - Ömu wesi Rinder züchte.»

Wer nach Bekannten aus der eigenen Provinz sucht, wird enttäuscht. Das «unverzichtbare Vademecum für Germanistinnen, Sprachforscher, Lesezirkel und Literaturkritiker» ist laut NZZ «über keinen wissenschaftlichen Zweifel erhaben». Aber die Stärke von Lenz' Wissenschaft liegt darin, dass sie sich, wie der Autor selbst sagt, «lügend an die Wahrheit herantastet». Will heissen: Die erwähnten Literaten sind schlichtweg erfunden. Und doch kennen auch wir wohl den einen oder anderen langhaarigen Che Guevara vielleicht vom Wolfganghof, einen MC Andy, der davon träumt, in amerikanischen Literaturzeitschriften in einem Satz mit Frisch und Dürrenmatt erwähnt zu werden, oder in der Milchkaffeebar sitzt ein tangodichtender Guillermo, der eigentlich Willi heisst. Und wir kennen auch Pedro Lenz, der sich unlängst in der Grabenhalle die Boxhandschuhe geschnürt hat. Den gibt es aber wirklich, «und wenn es Lenz nicht gäbe, dann hätte einer wie Lenz ihn erfunden».

Pedro Lenz: Das kleine Lexikon der Provinzliteratur. Bilger Verlag 2005.

M.I.A.

Wie sie da auf einem Baum sitzt, Hände und Füsse um den Stamm gekrallt. Der zarte Blick aus den grossen, dunklen Augen – in die Ferne schweifend. Die vollen Lippen, das schwarze, schulterlange Haar. Und aus ist es mit den guten Vorsätzen des Rezensenten, sich bei dieser CD-Besprechung nicht vom Testosteron-Spiegel leiten zu lassen. Ruhig Blut! Fassen wir zuerst ein paar biographische Eckdaten zusammen! In London geboren, verbrachte sie auf Sri Lanka die ersten Jahre als Flüchtlingskind. Es folgten Aufenthalte in Indien, dann wieder zurück nach London, wo sie in den dortigen Clubs aus ihrer Pubertät findet. Der Vater betätigt sich als Gründer einer militanten tamilischen Befreiungsgruppe. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, Maya Arulpragasam habe bereits mit 28 Jahren ein bewegtes Leben hinter sich. Die auch mit Pinsel und Farbe erfolgreiche Vollblutdame möchte die Musik nicht nur vom Artwork-Designen für Elastica und als Fan von Peaches, sondern als eigenständige Sängerin für sich entdecken. Beim englischen Label XL Recordings (Dizzee Rascal, The White Stripes, The Prodigy) findet sie Heimat. Und in diesem Frühling legt(e) sie mit «Arular» (Musikvertrieb) ein Album vor, das die Musikmagazine nur so laubsägeln und süssholzraspeln lässt. Neu ist das nicht, was M.I.A. dem Hip-Hop antut. Durch die Art jedoch, wie sie ihren Rapgesang mit asiatischen Zutaten, brasilianischer Ghettomusik, Berliner Electroclash, Ragga und Dancehall würzt, kommt ihre Musik unglaublich frisch und frech rüber. Auch in den Texten, in denen die selbstbewusste und gesellschaftskritische Sängerin ihre militanten Kindheitsmotive mit dem Leben in der modernen Grossstadt assoziiert. Tja, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. «Arular» heisst Herrscher und ist gleichzeitig Vaters Schlacht- und Kriegsname. Eine Huldigung an ihn? «Ich bin ein Dritte-Welt-Flüchtling oder eine Terroristin, ganz wie ihr wollt», pflegt Maya in Interviews zu sagen. Wir geben uns gerne mit der Künstlerin zufrieden. Wer in Zukunft Hip-Hop sagt, muss auch M.I.A. sagen.



SIEBERS PODESTLI:

{1} Sonic Youth
Goo (1990)

{2} Beck
Guero

{3} Eels
Blinking Lights And Other Revelations

{4} Grandaddy
Under The Western Freeway (1997)

{5} M.I.A.
Arular

{6} Maximo Park
A Certain Trigger

{7} GUZ
Starquick (1998)

{8} Göldin & Bit-Tuner
Freunde, das Leben beginnt

MAXÏMO PARK.

Diesen Hype mache ich nicht mit! Franz Ferdinand im letzten Jahr hat mir gereicht! Soviel Vorschusslorbeeren, dass man danach nur enttäuscht sein konnte. Und da soll es mit Maxïmo Park anders sein? 48 Stunden vor Redaktionsschluss im Briefkasten – und dabei noch Erwartungshaltungen genügen, um vernünftig darüber zu schreiben. 13 Songs in knappen 40 Minuten. Klassisches Popformat. Mit Ausnahme von «I Want You To Stay», das die fünf britischen Herren direkt Franz Ferdinand abgekupfert haben könnten, tönen sie eigenständig und erfrischend authentisch. Die unwahrscheinlich drivigen Nummern «Graffiti» und «Limassol» korrespondieren wunderbar mit den «ruhigeren» Momenten von «Acrobat» und «Kiss You Better» am Ende der Platte. Davor der Höhepunkt «Once, A Glimpse», auf dem die Band aus Newcastle die Finger wirklich am Abzug hat. Was «A Certain Trigger» auch noch ist: nervös, enervierend, new-wave-verliebt, punkgeil, ejakulierend, wild vorwärts peitschend. Shit, den Hype doch mitgemacht! Reue? Ein bisschen.

EELS.

Gestern Nacht träumte mir. Ich stieg mit Mark Oliver Everett einen Hügel hinauf. Es war Abend. Die Luft roch nach Frühling. Eine Katze lief uns über den Weg. Ich blickte scheu zu meinem Wanderpartner hinüber. Nahm ein listiges Aufblitzen der Augen unter den runden Brillengläsern wahr, seinen Bart und den vorsichtigen Gang seiner Schritte. «Hast du dir nicht zuviel vorgenommen für dein neues Doppelalbum? 33 Songs in deiner melancholisch-verträumten, Moll-Ton-schwangeren Art?» E schien meine Frage ernst zu nehmen. «Du weisst ja», meinte er trocken, «die Musik hat mir das Leben gerettet. Mit 19 Jahren verlor ich meinen Vater, einen berühmten Physiker. Nach dem Krebstod meiner Mutter und dem Selbstmord meiner Schwester Ende der 90er-Jahre ging es mir dreckig schlecht.» Wie es denn angefangen habe mit der Musik? «Nun, ich war kein braver Sohn. Kam mit Drogen in Berührung, mit dem Gesetz in Konflikt und flog von der Schule. Im Zimmer meiner Schwester entdeckte ich Neil Young-Platten. Danach begann ich auf ihrer Gitarre und dem Klavier meiner Eltern die ersten Melodien zu komponieren.» Ich hielt im Schritt inne. Ob es künstlerisch ein weiter Weg gewesen sei vom erfolgreichen Debüt ‹Beautiful Freak› (1996) bis zum aktuellen Opus? «Ein steiniger vor allem. Mit ‹Electro-Shock Blues› (1998) konnte ich mir meinen Frust von der Seele schreiben. Mit ‹Daisies Of The Galaxy› (2000) fand ich zu Fröhlichkeit und Lebenslust zurück. Die Alben danach waren jedoch wieder von verzehrender Melancholie durchtränkt. Ohne dass ich allerdings in alten Depressionen versank. Das Leben ist kein stimmiges Gesamtkunstwerk, sondern eine Collage aus einzelnen Augenblicken zwischen Glück und Trauer.» Als ich mich anschickte, weiterzugehen, schaute mir Everett tief in die Augen. «Wie findest du denn mein neues Werk?» – «Ich fühle mich in ein heisskaltes Wechselbad getaucht. Mit Songs, zu denen ich schwer Zugang finde, und solchen, die mir das Wasser in die Augen treiben («Things The Grandchildren Should Know»).» E bemerkte meine Unsicherheit und lächelte milde. PS: Das Doppelalbum ‹Blinking Lights And Other Revelations› erschien Ende April bei Universal Music.

René Sieber, Autor und Pop-Freak, reibt sich immer wieder verwundert die Augen über diese Welt.